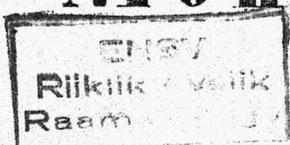


Baltische Monatsschrift.



XXXVI. Band.

6. Heft.

Inhalt.

	Seite
Offene Wunden. Eine socialpathologische Betrachtung	431
Die Hauptströmungen der Literatur Altivlands. Von Th. v. Riekhoff	478
Notizen. (Dr. J. Engelmann, Das Staatsrecht des Kaiserthums Russland.) (O. M.)	524

A b o n n e m e n t s

nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis pro Jahrgang von ca. 50 Bogen (9 Hefte) 6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.

Reval, 1889.

In Commission bei F. Kluge.

Riga: A. Stieda.

Leipzig: Rud. Hartmann.

Briefe und Zusendungen für die Redaction sind zu richten an Advocat H. Hollander, Marstallstrasse Nr. 20 in Riga.



Offene Wunden. Eine socialpathologische Betrachtung¹.

Denn an einem lebendigen Körper Wunden aufbrechen, welche sich nicht schliessen wollen oder mühsam verheilt an anderen Stellen sich von neuem bilden, so wird man das als ein untrügliches Anzeichen dafür betrachten, dass der betreffende Organismus von einem inneren Krankheitsprocess ergriffen worden sei. Ob nur eine locale und deshalb weniger gefährliche Störung gewisser Lebensfunctionen vorliegt, oder ob das Uebel Centralstellen erfasst hat und in Folge dessen der gesammte Organismus als durchseucht zu betrachten ist, wird der pathologische Befund sachverständiger Untersuchung zu enthüllen haben.

Diese zunächst auf physischem Gebiete gewonnenen und erprobten elementaren Wahrheiten gestatten eine Anwendung auch auf die Sphäre des sittlichen Lebens. Die ethische Constitution des persönlichen Geistes trägt gleichfalls unverkennbar die charakteristischen Züge des Organischen, sofern in ihren Functionen ebenso der Zusammenhang alles Einzelnen unter einander und mit

¹ Diese Betrachtungen unseres verehrten Mitarbeiters seien hiermit unserem Leserkreise bestens empfohlen. Können wir dem Verfasser auch in manchen Einzelheiten nicht beipflichten, so fühlen wir uns mit ihm in der Hauptsache doch völlig eins. Es würde daher kleinlich erscheinen, wollten wir, die wir in der Hauptfrage mit ihm übereinstimmen, in den Einzelheiten unsere abweichende Meinung verschreiben. Wir wollen es daher bei der Erklärung bewenden lassen, dass wir nicht in allem und jedem die Ansichten des Herrn Verfassers zu theilen vermögen.

Die Redaction.

dem das Einzelne befassenden und durchwaltenden Centrum, wie die lebendigste Rück- und Wechselwirkung zu Tage tritt. Ja, es ist, der Natur des Geistigen entsprechend, der Connex hier ein noch viel innigerer als auf dem Boden des Leiblichen, sowie der Impuls von einem Punkte zu dem anderen hin und durch das Ganze noch viel unmittelbarer. Daher greift in diesem Bereich eine etwaige zunächst locale Erkrankung viel leichter um sich als in einem leiblichen Organismus und wird viel sicherer und schneller zu einer centralen. Die Erfahrung lehrt es ja tausendfach, wie ein einziges, im Anfange häufig scheinbar unbedeutendes moralisches Gebrechen bei sonst vortrefflichem Charakter der Krebsknoten wird, welcher fortwuchernd alles zerstört und den vollständigen Ruin herbeiführt. Man braucht z. B. nur an die traurige Wirkung zu denken, welche sexuelle Leichtfertigkeit und im weiteren Verlaufe Zügellosigkeit auf den Entwicklungsgang so manches gut veranlagten und in allen übrigen Stücken von Hause aus sittlich strebsamen Menschenkindes ausgeübt hat, um sich einen ausreichenden Beleg für die Wahrheit des oben Gesagten vor die Seele zu stellen.

Die neuere Ethik fasst nun aber nie das Individuum allein oder auch nur zuerst als sittliches Subject ins Auge, sondern vielmehr die Gesellschaft in ihrer vielverzweigten und verschlungenen Lebensbewegung. Diese bildet, wie von dem in unserer Mitte mit so viel Erfolg und Anerkennung wirksamen Socialethiker uns besonders lebhaft und mit Recht eingepägt worden ist, den «Mutterboden», aus welchem die sittliche Anlage des Einzelnen erst erwächst, um unter steter Beeinflussung von dorthier sich auszugestalten und zu vollenden. Es muss daher auf dem Standpunkte der modernen Wissenschaft jede Erörterung sittlicher Probleme sich zu einer socialethischen Untersuchung erweitern, soll sie nicht in der Luft schweben und sich in haltlose Abstractionen verlieren. Die Gesellschaft, obgleich ein Collectivbegriff, stellt doch als Subject ethischer Lebensbethätigung nicht minder als das Individuum ein zusammenhängendes und einheitlich organisirtes Ganzes dar. Die Zeiten, wo die individualistische und atomistische Betrachtungsweise sich breit machte, sind gewesen. Wissenschaftlich ist diese Anschauung als antiquirt und abgethan zu betrachten, und wenn sie praktisch, z. B. in der Gebahrung der liberalistischen Politik, zur Zeit noch eine gewisse Rolle spielt, so ist dies aus der anachronistischen Nachwirkung gewohnter Theorien nach dem Gesetze

der Trägheit zu erklären, welches auf geistigem Gebiete, im Gange der Geschichte namentlich, eine ganz entsprechende Herrschaft ausübt wie bei jeder physischen Bewegung. Im ganzen bricht sich die Erkenntnis immer mehr Bahn, dass die Gesellschaft kein mehr oder weniger zusammenhangsloser Haufe von Individuen sei, sondern dass sie eine geschlossene Lebenseinheit, einen Organismus mit allen unterscheidenden Merkmalen desselben repräsentire. Und zwar kommt mehr und mehr der Zusammenhang zum Bewusstsein, der nicht nur den Aufbau der Gesellschaft so zu sagen in verticaler Richtung, in ihrer Gliederung nach Ständen beherrscht, sondern auch ihre Ausdehnung in die Breite über die verschiedenartigen Gruppen der Völkerfamilie hin.

So lange die Stände mit allerlei staatlichen Privilegien ausgestattet waren, mussten sie sich mehr und mehr gegen einander abschliessen, ja in einen Gegensatz treten, der sich zu einer immer feindseligeren gegenseitigen Bekämpfung zuspitzte. Die moderne Gesetzgebung ist nun freilich in der Beseitigung der ständischen Vorrechte häufig zu abrupt vorgegangen und fast allgemein insofern zu radical verfahren, als sie sich lediglich in der Negation der historisch erwachsenen und überlieferten gesellschaftlichen Ordnungen bewegte, ohne dem Momente von bleibender Bedeutung in denselben, nämlich der Gliederung der socialen Lebensfactoren, in positiver Weise gerecht zu werden. Die nothwendige Folge dieser Legislative bei vollendeter praktischer Auswirkung derselben müsste die absolute Atomisirung der Gesellschaft sein. Wo aber auch der etwa vorhandene gesunde Geist der letzteren und ihre historisch bedingte Widerstandskraft es nicht ganz dahin haben kommen lassen, da konnten doch wenigstens schwere Wehen und Krisen nicht ausbleiben, wie die Geschichte unseres Jahrhunderts sie so reichlich von allenthalben her zu berichten hat. Was man nun aber auch in dieser Beziehung auszusetzen und zu bedauern haben mag, eine Wirkung wohlthätiger Art, welche zugleich von der weitest reichenden Folge werden muss, lässt sich bei umsichtigem und vorurtheilsfreiem Erwägen nicht in Abrede ziehen. Indem die einander vorher abstossenden und befehrenden Gesellschaftsklassen auf den gemeinsamen Boden des einen gleichen politischen Rechtes und bürgerlichen Gesetzes gestellt wurden, traten sie in ganz neue Berührungen mit und Beziehungen zu einander, welche einen noch lange nicht zum Abschluss gekommenen Annäherungs- und Ausgleichsprocess einleiteten. Man lernte einander aus der Nähe

kennen, und die Vorurtheile schwanden; ein friedlicher Wettbewerb im Interesse des allgemeinen Wohles entspann sich und entfaltete ungeahnte Kräfte; vor allem setzte sich die Empfindung der Solidarität mehr und mehr durch und führte zu dem überraschendsten Eintreten aller Gegner für einander. Erleben wir doch z. B. in Preussen, dass der Adel als Führer und Vorkämpfer des Bauern- und Handwerkerstandes zur gesetzlichen Sicherung ihrer Interessen und Rechte auftritt, natürlich im eigenen wohlverstandenen Interesse, aber die Erkenntnis dieser Congruenz der Interessen und die daraus hervorgehende gegenseitige Förderung ist eben die segensreiche Errungenschaft, der nicht ausser Acht zu lassende Fortschritt, welchen die moderne Umgestaltung der politischen und socialen Verhältnisse herbeigeführt hat.

Etwas weiter zurück ist annoch die Einsicht in den Zusammenhang und die Gemeinsamkeit im Wohl und Wehe der Völker, welche die eine christliche Cultur umfasst. Auf den Kosmopolitismus des achtzehnten Jahrhunderts, welcher in Humanitätsschwärmerei die nationale Eigenart verachtete und zu verwischen strebte, ist als Rückschlag — man vergleiche z. B. was neulich über die Behandlung der Slowaken in Ungarn berichtet wurde — eine schier krankhafte Ueberspannung des Nationalitätsgefühls gefolgt, die zur Schande unserer Zeit mancher Orten in eine längst überwunden geglaubte Feindseligkeit und fast barbarische Vergewaltigung ausartet. So scheinen wir uns weiter denn je davon entfernt zu haben, dass auch in internationaler Beziehung gleiches Recht, Raum, Licht und Luft allen zu freier Lebensentfaltung überall gegönnt sein sollte. Indess, es kann sich doch auch hier wol nur um ein vorübergehendes Hemmnis handeln, welches die Kraft seiner ungesunden Einwirkung aus einer dem Fortschritt der humanen Culturidee gegenüber unhaltbaren überlebten Machtstellung seiner Träger zieht. Die Geschichte der christlichen Culturwelt steht an dem Eingange zu einer neuen Epoche. Grossartige Bewegungen zu kolonisorischer Expansion deuten darauf, dass die Entwicklung dahin drängt, in einem bis hierzu nicht dagewesenen Umfange die Civilisation der von der Cultur noch unberührten Gebiete der Erde in Angriff zu nehmen. Es ist ein Entwicklungsprocess von providentieller Nothwendigkeit: was das Heil der Barbaren werden soll, ist für die civilisirten Nationen eine nicht von der Hand zu weisende Lebensfrage, an deren Lösung sie zum Theil nicht ohne schweren inneren Kampf herantreten,

aber eben herantreten mussten. Sie haben sich — manche ohne absehbaren augenblicklichen Nutzen — gewisse feste Punkte unter bedeutenden Opfern zu sichern gesucht, von denen aus sie ihren Antheil an der Durchführung der grossen Aufgabe zu bewerkstelligen und zugleich ihren Anfall vom Gewinn sich zu sichern bemüht sein werden. Die Bewältigung aber dieser Arbeit von unabschätzbaren Dimensionen fordert gebieterisch ein Zusammenfassen aller Kräfte der Culturvölker zu gegenseitiger Förderung, was zugleich um so vernünftiger ist, als für alle genug zu thun und zu gewinnen bleibt. Aber freilich, Vernunft ist nicht jedermanns Sache, und nationale Leidenschaften bilden in geschichtlichen Bewegungen gewöhnlich den überwiegenden Factor. Es ist daher wol möglich, ja vielleicht wahrscheinlich, dass eine Anzahl von Gliedern in der Gesellschaft der Culturvölker sich fürs erste dem geschichtlichen Zuge der Zeit verschliesst, um in eigenwilliger und eigensüchtiger Verblendung Zielen nachzustreben, welche den Frieden innerhalb der Culturwelt selbst stören und dadurch einen mehr oder weniger bedeutenden Theil der für jene Action nach aussen hin so nothwendigen Kräfte lahmlegen müssten. Indess, das wäre nichts Anderes als ein Versuch, dem rollenden Rade der Zeit in die Speichen zu fallen, ein Versuch, der, wenn nicht mit der Vernichtung, so doch mit der völligen Unschädlichmachung der thörichten Störenfriede enden würde. Dieser Ausgang muss um so schneller eintreten, je actuellder jene culturfriedlichen Bestrebungen sich geltend machen. Jedenfalls kann eine Lösung der Spannung überhaupt nicht mehr allzu lange auf sich warten lassen, denn jene der Culturwelt unserer Zeit gestellte geschichtliche Aufgabe drängt, und doch ist es andererseits unmöglich, sie irgendwie ausreichend in Angriff zu nehmen, so lange der Alp drohender Beunruhigung im eigenen Hause auf den Gemüthern lastet. Es muss deshalb in nicht zu grosser Zeitferne so oder so, durch endgiltiges Niederringen der hemmenden Elemente oder, was ja im Interesse der Menschheit von Herzen zu wünschen, aber leider schwerlich zu erwarten ist, durch friedlichen Ausgleich in der civilisirten Welt ein Zustand sich herstellen, durch welchen den Trägern der geschichtlichen Zukunftsidee, nämlich der Gewinnung der anoch barbarischen Gebiete der Erde in grossem Massstabe für die christliche Cultur, ein Uebergewicht zufällt, das jede ernstere Durchkreuzung oder Aufhaltung der Fortschrittsbewegung der Menschheit ausschliesst. Auch aus einem anderen Gesichtspunkte erscheint die Sicherung

eines verhältnismässigen Friedenszustandes für den Bereich der Culturwelt als ein unabweisliches Bedürfnis, als eine unerlässliche Bedingung gedeihlicher Weiterentwicklung, die um jeden Preis errungen werden muss. Wenn der Spiessbürger im Faust seine Weltanschauung in die Worte zusammenfasst :

Nichts Bessers weiss ich mir an Sonn- und Feiertagen
 Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
 Wenn hinten, weit, in der Türkei
 Die Völker auf einander schlagen.
 Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
 Und sieht den Fluss hinab die bunten Schiffe gleiten ;
 Dann kehrt man abends froh nach Haus
 Und segnet Fried' und Friedenszeiten —

so ist für unsere Tage diesem harmlosen Vergnügen des persönlich unberührt bleibenden Zuschauers bald jede Basis entzogen. Die Rolle des *tertius gaudens* findet ja freilich nach wie vor ihre Liebhaber, sie ist aber nichts desto weniger eine mehr als precäre. Der leidenschaftslosen und tieferblickenden Erwägung muss es sich als einen gefährlichen Wahn darstellen, die eigenen Interessen als so isolirt anzusehen, dass sie ungeschädigt ausgehen könnten, wenn zwei Nachbarn sich die Hälse brechen. Das moderne Culturleben mit seiner Ausbildung der Mittel des äusseren und geistigen Verkehrs hat auch die räumlich Fernsten einander nahe gerückt und die Wurzelfasern des materiellen und sittlichen Fortkommens derartig in einander verschlungen, dass ihre Zerreiung an einer Stelle nicht ohne das schmerzlichste Mitempfinden an allen übrigen Punkten bleiben kann. Für die thatsächlich vorliegenden Verhältnisse, wenn auch noch nicht durchgehend für das subjective Empfinden und Urtheilen, hat hier das Wort seine volle Wahrheit: «So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit.» Von der Türkei ganz abzusehen, deren Zuckungen längst aufgehört haben für die civilisirte Welt ein Schauspiel «weit hinten» abzugeben, existirt kein räumlich noch so entfernter Punkt des Erdballs, wo wirkliche Culturinteressen auf dem Spiele stehen und nicht sämtliche gebildete Nationen mehr oder minder lebendigen Antheil an seinem Wohl und Wehe nähmen. Denn es ist hier mit dem inneren Zusammenhange

Wie mit einem Webermeisterstück,
 Wo ein Tritt tausend Fäden regt,

Die Schifflein herüber, hinüber schiessen,
 Die Fäden ungesehen fließen,
 Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

Diesem objectiven Verhältnis der Kinder der Culturwelt zu einander muss über kurz oder lang das entsprechende Verhalten gegen einander als Glieder eines untheilbaren Organismus folgen; es muss sich der Regulator finden und durchsetzen in der Culturmacht, welcher das Widerspiel der Interessen zum friedlichen Ausgleich bringt, ohne das eine auf Kosten des anderen zu unterdrücken, und alle Kräfte zusammenfassend auf die Erreichung eines höheren gemeinsamen Zieles hinleitet, über welches bereits oben eine kurze Andeutung gegeben wurde. Von hier aus eröffnet sich der Ausblick in einen Fortschritt der Menschheit, ihres Lebens und ihres Schaffens, der von einer für uns noch nicht entfernt vorstellbaren Segensfülle begleitet sein muss.

Leider sind wir von dieser Höhe thatsächlich noch weit genug entfernt, und bis wir dahin gelangt sind, birgt der immer enger werdende gliedliche Zusammenhang der Culturwelt in allen ihren Verzweigungen auch seine nicht wenig bedrohlichen Gefahren in sich. Bildet sich nämlich an irgend einem Punkte derselben ein tiefer greifender Krankheitsherd, so ist an eine Localisirung seiner verderblichen Wirkungen durch äussere Absperrung kaum noch zu denken. Haben sich derartige Massregeln nach den Erfahrungen der letzten Jahre einer physischen Seuche wie der Cholera gegenüber mehr oder weniger erfolglos erwiesen, um wie viel unwirksamer müssen sie einem geistigen, moralischen Contagium gegenüber bleiben, dessen Weiterverbreitung sich auf noch viel weniger controlirbaren Wegen vollzieht? Mit welcher reissenden Schnelligkeit ein solches um-sich greifen muss, wo und wofern es empfänglichen Boden findet, davon mag das blitzartige Ueberspringen der revolutionären Zuckungen in die weitesten Fernen und in scheinbar vorher ganz unberührt gebliebene Gebiete während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts und namentlich in dem «tollen» Jahre 1848 eine annähernde Vorstellung geben. Eine nur annähernde wird sie bleiben, weil inzwischen die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit rapider Ausbreitung nach allen Seiten ausserordentlich gesteigert worden ist. Das Zeitalter des Dampfes hat seine Metamorphose zum Zeitalter der Electricität begonnen, und mit der Schnelligkeit des elektrischen Funkens werden die künftigen Erschütterungen durch den Organismus der geschichtlichen Menschheit laufen, fast

im Moment überall die gleiche Gefahr heraufbeschwörend und um so schwieriger überwindbar, als selbst die momentan erreichte Abhilfe in localer Begrenztheit auf die Dauer völlig unwirksam sich zeigen würde. Wie die Mächte der Zerstörung schon längst einen internationalen Zusammenschluss erstreben, beziehungsweise erreicht haben, so werden die erhaltenden Kräfte zu einer umfassenden Einheit zusammengehen müssen, wenn sie ihrer Aufgabe gerecht werden und ihr Ziel erreichen wollen. Denn dieses ist ein eben so grossartiges und hohes, wie überaus schwierig zu erringendes, um so mehr, als Trägheit, Bequemlichkeit und Verblendung, wo nicht Böswilligkeit, sich bis zuletzt dagegen verschwören werden, überhaupt eine Gefahr zu sehen, geschweige denn sie zuzugestehen, also die erste Bedingung zur Abwendung derselben zu erfüllen. Um so mehr ist es die Pflicht aller Wohlmeinenden, die Augen offen zu halten, sich selbst möglichste Klarheit über die wahre Lage der Dinge zu verschaffen und sie, so weit nur irgend thunlich, zu verbreiten. Es gilt, sich innerlich und daher nicht von heute auf morgen zu wappnen für einen Kampf, den wir nicht blos mit Fleisch und Blut zu bestehen haben werden.

Aber ist denn der Zustand der Gesellschaft — dieselbe in dem entwickelten weiten Sinne genommen — wirklich so bedenklich? Giebt es deutliche Symptome einer acuten Gefahr und wo? Ist ein Uebergreifen derselben auch in unsere Mitte zu befürchten?

Auf die letzte Frage müssen bereits die obigen Ausführungen eine Antwort in bejahendem Sinne ertheilen. *Mit le i d e n* müssten in jedem Falle auch wir. Fraglich bliebe nur noch, ob wir auch *m i e r k r a n k e n* müssten. Auch in dieser Beziehung könnte aber auf ein unbedingtes Nein lossteuern nur, wer unsere speciellen Verhältnisse für so absolut gesund erachtete, dass sie eine völlige Immunität begründeten. Die weit überwiegende Mehrzahl der Einsichtigen wird aber doch wol zweifellos der Ansicht zuneigen, dass wenigstens die Möglichkeit einer Ansteckung auch für uns vorliegt. Dieses Zugeständnis genügt vor der Hand, denn es sichert den anderen Fragen ein hinreichendes Interesse. Aus der Betrachtung fremder Zustände, für welche man ein unbefangeneres und daher auch offeneres Auge mitbringt, ergeben sich dann wol allerlei Kriterien, welche leichter zu einer Verständigung in der Beurtheilung der heimischen Situation führen.

Fasst man nun die Welt weit draussen, um in altem Stile zu reden, ins Auge, so wird das Bild, welches sich einem im ganzen

darstellt, wol kaum ohne mannigfache Besorgnisse betrachtet werden können.

Dass an dem internationalen politischen Horizonte seit Jahren sich immer schwerere und drohendere Gewitterwolken aufthürmen und dass auch heute noch für absehbare Zeit eine Vertheilung derselben nicht in Aussicht genommen werden kann, ist eine allgemein bekannte und zugestandene, beziehungsweise mehr oder weniger schmerzlich empfundene Thatsache. Wir brauchen über dieselbe um so weniger Worte zu verlieren, als wir es hier nicht mit der Politik als solcher zu thun haben, sondern ihre Erscheinungen höchstens nebenher als symptomatisch bedeutsam in Betracht ziehen; in dieser Hinsicht aber sind wiederum meist die Vorgänge der sogenannten inneren Politik bezeichnender als die der äusseren, internationalen.

Dass in der modernen Gesellschaft, die sich auf dem Boden der überlieferten Cultur bewegt, nicht alles in Ordnung sei, dass vielmehr vielfältige Zersetzungsprocesse ihren Bestand bedrohen und zu einer umfassenden Katastrophe hindrängen, davon ist schon häufig die Rede gewesen und noch häufiger ein dumpfes Gefühl dessen durch die betheiligte Welt gelaufen. Dass man es aber in dieser Hinsicht nicht blos mit schwarzseherischer Weissagungslust und unbegründeten Befürchtungen zu thun hat, musste sich dem aufmerksamen Beobachter des Zeitlaufs in unseren Tagen durch eine ganze Reihe unzweideutiger, zum Theil erschütternder Anzeichen offenbaren. Wir leben in einer erschreckend flüchtigen Zeit. Wie die Ereignisse auf Flügeln des Dampfes einander zu jagen scheinen, so wollen auch selbst die im Tiefsten ergreifenden Eindrücke nicht mehr dauernd haften. Die rastlose Flucht der Dinge verwischt in unglaublich kurzer Frist ihre letzten Spuren. Nur mit der grössten Anstrengung kämpft der ernstere Sinn dagegen an, mit zu versinken in den Strom der Oberflächlichkeit, der rastlos von Bild zu Bild forttreibt, für alles, Ernstes wie Heiteres, Nichtiges wie Bedeutendes, nur die flüchtige Regung der Neugier gestattend, aber keine Musse gewährend für tieferes Eingehen, für erschöpfende Würdigung, für Erzielung eines bleibenden Gewinnes. Wie viel haben wir gesehen — erlebt kann man kaum mehr sagen — nur seit dem ersten März 1881, und wie wenig scheinen wir daraus gelernt oder gar für das Leben verwerthet zu haben! Die grausigsten Katastrophen bieten nur den Stoff für die widerlichen Staubwirbel der gemeinsten Sensationslust, und haben sie hier ihren

Zweck erfüllt, d. h. sind die Nerven gegen den von ihnen ausgehenden Reiz gründlich abgestumpft, dann verschwindet ihr Gedächtnis, je lebhafter der Kitzel war, den sie erregten, desto schneller und vollständiger im Meere der allgemeinen Vergessenheit.

Diese Erfahrung machen wir neuerdings wieder mit der Tragödie von Meyerling, wenn man diese edle Bezeichnung auf ein Schauerstück ohne Helden anwenden darf. Aber gerade dieser Mangel einer Persönlichkeit, die von einer irgendwie nennenswerthen Idee getragen ist und dem von dieser bezeichneten Ziele mit bemerkbarer Kraftbethätigung zustrebt, dieser völlige Gegensatz zu allem Heroischen, dieses passive und indolente Sich-treibenlassen, unbekümmert um gestern und morgen, um Pflicht und Ehre, um Menschen und Gott, um Zeit und Ewigkeit, selbstvergessen und selbstverloren im «Jux», dieses alles, was jeden Versuch, den erschütternden Vorfall zu einem Trauerspiel aufzubauschen, so gründlich verdirbt, macht ihn nach einer anderen Seite um so bedeutsamer und beachtenswerther. Je weniger wir hier von einer kräftigen Persönlichkeit und deren individuellen Verirrungen reden können, welche als rein individuelle eben immer auch eine gewisse eigene Kraft als bewegende Ursache voraussetzen würden, desto ersichtlicher stellt sich jene Katastrophe als der Aufbruch einer Eiterbeule dar, von welchem unheimliche Streiflichter auf die moralische Zersetzung der gesammten herrschenden Gesellschaft fallen. Und wie beredt sprechen für dieses Ergebnis alle Nebenfiguren in dem Gemälde! Diese Schönen, deren Ursprung in einem gewissen Helldunkel bleibt, an denen nichts als ihre Eleganz und ihre Augen erwähnenswerth sind und deren letzten Gedanken vor dem Eingange zum Nirwana die Erinnerung bildet, wie «entzückend Bratfisch gepfiffen», diese Jäger und Kammerdiener als Rächer ihrer verletzten Familienehre, diese Cavaliere in zweideutigen Rollen und Geschäften, diese Fürstinnen als Werkzeuge der schamlosen Kuppellei, fürwahr! es schwindelt einem, und man möchte meinen, jeden Augenblick aus einem wüsten Traume aufwachen zu müssen. Freilich wissen wir das Meiste ja nur aus dem Gerede. Aber ist das Gerede nicht erst recht bezeichnend, und kann die Wahrheit besser sein? Falls sie es wäre, würde man wol zögern, durch ihre authentische Kundgebung die im Schmutz wühlende und ihn vermehrende Fama zu tödten? Wenn man es nicht thut, so weiss man wohl, warum man schweigt. So geht man der einzigen Möglichkeit, zur ethischen Katharsis zu gelangen,

verlustig und bleibt unter der Mitschuld an dem Unheil, welches aus solcher Saat spriessen muss. Die Umwandlung des Schlosses Meyerling aus einer Stätte wilder Orgien in eine Zuflucht asketischer Büssungen kann nach unserem Urtheil daran nichts ändern. Die Gefahr liegt leider nur zu nahe, dass auch dies Menetekel bald vergessen ist und spurlos verhallt. Der Lärm des Tages, die täuschende Phrase der Unwahrheit und vor allem der schmeichlerisch süsse Zug der Gewohnheit, der zum gedankenlosen Umflattern der lockenden Blüten des ephemeren Daseins treibt und nach dem, was bleibt, nicht fragt, thun rastlos das Ihre. Und doch galt dies Menetekel nicht blos den höchsten Höhen der Gesellschaft, sondern auch ihren breitesten Schichten. Aus berufenem Munde ward dem nunmehr in der stillen Kapuzinergruft Ruhenden nachgesagt: «Er war ein echter Wiener.» Ein vielleicht absichtsloses Urtheil über die Gesellschaft der grossen Hauptstadt, das aber trotzdem objectiv eine strenge Verurtheilung derselben von bitterer Wahrheit bleibt. Es ist derselbe Geist hier wie dort, und dieselben Früchte muss er zur Reife bringen, wenn auch nicht alle immer gleich weit gedeihen und selbst wo sie es thun, unbemerkt bleiben, weil sie nicht wie diesmal an einer Stelle sich zeigen, die überall hin unvermeidlich ins Auge fiel. Um so leichter kann man und wird man wol nach Abschüttelung des ersten Grauens sich über den erhaltenen Eindruck, dass man an Abgründen wandle, wieder hinwegtäuschen, zumal der Geist, welcher in Meyerling bei seiner letzten Metamorphose so unangenehm sich darstellte, bis zu diesem Ausgange durchaus nichts Abschreckendes an sich trägt, vielmehr sich in den gefälligsten und menschlich liebenswürdigsten Formen zu geben vermag. So hat er sich auch in diesem Falle bewährt und wie viele getäuscht! Er behinderte eine gewinnende, gemüthliche Bonhomie nicht, er beförderte sie vielmehr, mannigfache Talente gesellschaftlicher, schöngeistiger, wissenschaftlicher Natur liess er sich entfalten, die ganze Fülle von Bosheit unverkümmelter Menschlichkeit konnte sich zur Blüthe entwickeln — warum sank dieser ganze Reichthum wie auf einen Zauberschlag in ein Häuflein Asche zusammen, ohne auch nur der liebenden Erinnerung ein Bild zum Andenken zu lassen? In diesem absoluten Nihilismus des Endes offenbart sich der moderne Geist, welcher das Diesseits als die alleinige Realität cultivirt und mit vorurtheilsloser Entschiedenheit deren Genuss die ganze Skala hindurch zum obersten Lebenszweck macht, schliesslich doch wieder als der alte Geist der Lüge. Denn weder ist das Menu

der Erden tafel unerschöpflich, wie er vorspiegelt, noch halten Genussvermögen und Begier Stich. Der Rest aber muss nicht nur unerträgliche Leere und Oede, sondern auch zur Verzweiflung treibender Ekel gegen sich selbst sein. Damit ist dann Raum geschaffen für die letzte, grösste und elendeste Täuschung: sich selbst zu verlieren, springt man ins Nirwana und findet die Schrecken der Ewigkeit. Das ist die Bahn, zu der sich immer grössere Scharen der modernen Culturwelt drängen. Nicht jeder einzelne, der sie beschreitet, gelangt äusserlich bis an ihr Ende, die Gesellschaft aber, welche sie in ihrer Mehrheit eingeschlagen, muss nach innerer Nothwendigkeit über kurz oder lang einer ähnlichen Schreckenskatastrophe verfallen, wie sie in dem Ereignis von Meyerling typisch der Gegenwart zur Warnung vorgebildet ist.

Wie immer, trägt die Verirrung auch hier die Strafe in sich selbst. Das Lügenevangelium von der diesseitigen Seligkeit ist ausgegangen von der Aferweisheit, welche die wissenschaftliche Forschung unserer Tage als Schatten begleitet, und deshalb eine Zeit lang als eine Art Geheimlehre unter den sogenannten gebildeten Schichten der Gesellschaft gehegt worden, durch welche diese sich von der unwissenden und im «hergebrachten Aberglauben» verharrenden Masse zu unterscheiden schmeichelte. Allein unter den modernen Verhältnissen ist die Vorenthaltung von Erkenntnissen, wirklichen oder angeblichen, ein Ding der Unmöglichkeit geworden. Durch tausend unmerk bare Kanäle sickern sie durch und befruchten die Instinkte der Begehrlichkeit. Diese aber sind üppig in Halme geschossen. Bei den Gebildeten, Besitzenden und Herrschenden rief das neue Evangelium zunächst den Taumel der Lust hervor, dem dann erst allmählich wachsend das Unbefriedigtsein folgte; bei den «Enterbten» hat es vorerst die Unzufriedenheit zum Paroxysmus des Wahnwitzes steigern müssen, welcher die «Seligkeit auf Erden» herbeizwingen will, da die neue Lehre für jeden darauf ein unbestreitbares, aber freilich in kurzer Zeitspanne für immer unrettbar verfallendes Anrecht begründet. Hier geduldig zuwarten, heisst sich zum Narren halten lassen, was denn freilich eines *homo sapiens* des neunzehnten Jahrhunderts wenig würdig wäre. Die praktische Durchführung der neuen Heilsverkündigung für alle ist deshalb nur noch eine Machtfrage, deren Lösung in ihrem Sinne der Gemeinde des Socialismus eine unzweifelhafte ist. Begleitet doch den Gesang «Wir wollen auf Erden selig sein» immer massiger dröhnend der Tritt der Zukunftsbataillone. Welche Macht kann hier ein

Halt gebieten, wenn jene in der bisherigen Progression weiter anwachsen? Uns Anhängern und Bekennern jener Weisheit, welche nicht von heute und nicht von dieser Erden ist, will es freilich scheinen, als hätte der alte Gott, der unverändert im Regimente sitzt, auch noch ein Wort dreinzureden; wo man aber mit ganzem oder auch nur mit halbem Herzen sich dem Evangelium der Lüge ergeben hat, da ist das Recht verscherzt, auf ihn gleichsam als auf eine Art himmlischer Polizeimacht zu hoffen, falls die irdische erlahmen sollte, da vertritt vielmehr der Instinkt der Massen und seine brutale Geltendmachung in so fern ein göttliches Recht, als ihr Triumph, den Gott zuliesse, sein Gericht, sein wohlverdientes, wäre. Die Thoren, welche damit sich ihre Seligkeit begründen wollten, würden freilich darin auch nur finden, wessen sie werth sind. Ein unvorstellbares Chaos müsste das Ende sein.

Kann es so weit kommen? Warum nicht? Die Krankheit zum Tode ist unleugbar vorhanden. Immer wieder hier und dort hervorbrechende Greuel beleuchten ihr unheimliches Weiterfressen in dem Organismus der modernen Gesellschaft und was schlimmer ist: während man die Symptome des Uebels zu beseitigen und, wo das nicht angeht, wenigstens zu vertuschen sich bemüht, lässt man den Krankheitsregern freies Spiel, ja hat man sie kaum als solche erkannt oder erkennen wollen.

Der Blitzstrahl aus scheinbar heiterem Himmel, welcher einen altehrwürdigen Herrscherstamm seiner äussersten grünen Krone beraubt, hat unsere Aufmerksamkeit zuerst auf das benachbarte Donaureich gelenkt. Aber wie viele Anzeichen einer weitgehenden sittlichen Verrottung der gesellschaftlichen Zustände dort auch neuerdings hervorgetreten sind, in diesem Reiche gebietet immerhin doch eine autoritäre Regierung, welche im ganzen sich auf die Grundlage des Christenthums stützt, mit den aus demselben geschichtlich erwachsenen Lebensfactoren in Zusammenhang bleibt und zum wenigsten äusserlich die schlimmsten Ausartungen niederhält. Will man den ganzen Hexensabbath ungehemmt, ohne Scheu und Scham sich entfalten sehen, so muss man sich dem Lande zuwenden, dessen herrschendes System den Grundsatz «*Ni Dieu, ni Maître!*» als die heiligste Errungenschaft der Menschheit hegt, seine Massnahmen aus demselben zu begründen für die höchste Weisheit und Ehre erachtet. Wie viel dabei thörichte Ueberzeugung, wie viel grundsatzlose Phraseologie ist, lässt sich nicht mehr feststellen, da Charakterlosigkeit das Unergründlichste bleibt. Jedenfalls offenbart

sich hier mit aller nur wünschenswerthen Deutlichkeit der immer tiefer in den Sumpf der Corruption sich einbohrende Kreislauf in der praktischen Bethätigung der grundsätzlichen Philosophie der absoluten Diesseitigkeit, in seinem vollen Umfange und an allen einzelnen Punkten. Um das höchste Gut zu geniessen, d. h. um den Champagnerschaum des Erdendaseins bis zur Sättigung schlürfen zu können, bedarf es des Goldes; um dieses in ausreichendem Masse und schnell, ehe die beste Genussfähigkeit entschwindet, sich zu strömen zu machen, ist das wirksamste Mittel die Erlangung einer politischen Stellung, welche öffentlichen Einfluss verbürgt. Dafür aber eröffnet der folgerichtige Parlamentarismus jedem Talente, namentlich dem skrupellosen, eine Arena, in welcher die Erreichung eines angemessenen Zieles gar nicht zweifelhaft sein kann. Es kommt nur darauf an, der altmodischen Methode zu entsagen, welche vom Gewissen ausging und an unbedingten Principien festhalten wollte. Auf diesem Wege bildet man sich nur zum unpraktischen und unpolitischen Ideologen, der für sich, als Charakter betrachtet, bewundernswerth sein mag, an dem aber der anders gerichtete Strom der Gegenwart vorüberauscht, um ihn im besten Falle isolirt in einem Winkel auf seinem «Standpunkte» stehen zu lassen. Principien taugen überhaupt nichts zur Politik. Können sie doch nur das Ergebnis eines geschichtlich orientirten Rückblicks auf die Vergangenheit sein. Die Vergangenheit hat hier aber eben so wenig Recht wie die Zukunft, wo es sich darum handelt, den Sinn der momentanen Majorität zu treffen, beziehungsweise ihn zu bilden, indem man dem dunklen Drange das kitzelnde und berauschende Schlagwort leiht. Weiss dieses das alte «*Eritis sicut Deus*» in eine einigermaßen zeitgemässe Ausprägung zu bringen, so ist das Spiel gewonnen, der Erfolg gross. In jedem Falle freilich muss der Weg bis zu einem solchen Erfolge auch mit Goldstücken belegt werden, denn umsonst ist er gerade in den Ländern der grössten Freiheit am allerwenigsten zu haben, aber für diejenigen, welche etwas Compositionstalent für den politischen Gassenhauer an den Tag legen, eröffnen sich die nöthigen Quellen schon. Das Gold sucht die Talente dieser Art und stellt sich ihnen zur Verfügung, natürlich auch wieder nicht umsonst. So schliesst sich die Kette, der Strom beginnt zu circuliren, und immer verheerender gestalten sich seine Wirkungen. Es geht an die Ausbeute, deren Ausdehnung oft höchstens durch die Rücksicht auf das Zuchthaus bemessen wird; aber auch diese fällt nicht allzu schwer ins Gewicht.

Eine Krähe hackt ja der anderen nicht so leicht das Auge aus. Die Erwählten des Volkes, die Gesetzgeber, haben von dem bestehenden Gesetze wenig zu befürchten. Die Beschlagnahme der staatlichen Pfründen durch die Sieger im Wahlkampfe, die Vertheilung derselben, nicht nach Befähigung und Verdienst, sondern lediglich nach Massgabe des Parteiinteresses, ist wie das Selbstverständlichste so noch das verhältnismässig Geringste. Viel bedeutsamer und einschneidender ist die an dieses harmlose Präludium sich anschliessende fortlaufende Ausmünzung des erlangten Ansehens und Einflusses, zu welcher es der Wege eine Legion giebt, einen freilich immer anrühiger als den anderen, aber Vespasians «*Non olet*» hilft über alle Bedenken hinweg. Die Trinkgelder, welche die Börsenmatadore abfallen lassen können, entsprechen den kolossalen Beträgen der von ihnen veranstalteten Schafschuren, wenn man es nicht vorzieht selbständig zu bleiben und auf eigene Rechnung vorzugehen. Je blutiger die Gründung durch rücksichtslosestes Ausschlachten der Dummen sich gestaltet, desto gewinnreicher fällt der Ernteertrag für die *terrarum dominos* aus, welche als die politischen Wettermacher alle Fäden des Netzes in der Hand haben und dasselbe bald so, bald so zusammenziehen, immer mit Gewinn für sich und immer zum Schaden für das *profanum vulgus* der «kleinen Leute». Aber nicht blos das Wohl und die Existenz dieser wird kaltblütig geopfert. Man braucht sich nur daran zu erinnern, dass derartige Manöver den Hintergrund der Unternehmungen beispielsweise gegen Tunis und nach Tonkin hin bildeten, um sich zu vergegenwärtigen, was man alles aufs Spiel setzte und wie es im Gewissen der ausschlaggebenden Majoritätsführer aussieht. Die Situation ist neuerdings wieder unheimlich, aber klar beleuchtet worden durch den Scandal des sog. Kupferkraches, übrigens weder der erste, noch, wie sich voraussehen lässt, der letzte der Streiche dieser Art. Ein unumgänglich nothwendiger Verbrauchsartikel — hier das Kupfer, welches eine gewissermassen politische Wichtigkeit hat, sofern es bei der Herstellung der militärischen Rüstung des Staates ein unentbehrliches Ingredienz bildet -- wird zwecks Monopolisirung desselben ins Auge gefasst. Das internationale Grosscapital verfügt über die nöthigen Mittel, um den im übrigen nicht allzu schwierigen Feldzugsplan einzuleiten und ins Werk zu setzen. Mit sämmtlichen bedeutenderen Producenten der Welt wird ein Vertrag abgeschlossen, durch welchen sich dieselben gegen Gewährung ausserordentlicher Preise verpflichten, ihre gesammte

Production ausschliesslich an die anderseitigen Contrahenten zu überlassen. Nun wird das Product vom Markte zurückgehalten, und die Preissteigerung beginnt. Sie wächst ins Masslose und Unbegreifliche. Die Dividende muss enorm werden. Jetzt ist der Moment für den Häutungsprocess des Unternehmens gekommen. Mit gebührendem Pomp und unter dem Hochdruck der Reclame geht die Gründung einer Actiengesellschaft in Scene. Mit wahren Heissunger stürzt sich das Publicum, namentlich die Schaar der kleinen Capitalisten, die Arbeiter mit ihren Sparpfennigen u. d. m., auf die in kurzer Zeit zu schwindelnder Höhe sich erhebenden neuen Papiere, muss den kleinen Leuten doch naturgemäss besonders daran gelegen sein, eine hohe Rente zu erzielen. Kaum aber sind die Antheilscheine untergebracht, so beginnt die Rückbildung des Processes. Das Grosscapital hat nunmehr, nachdem es sein Schäfchen ins Trockene gebracht, kein Interesse mehr daran, das Unternehmen auf seiner Höhe zu erhalten, im Gegentheil, es beginnt auf Baisse zu speculiren, da ihm jetzt daran liegt, die Papiere zu möglichst niedrigen Coursen wieder an sich zu bringen und so den Grund zu einem neuen Geschäft zu legen. Die Abnahme bei den Producenten erfolgt nicht in der vertragsmässig stipulirten Weise. Diese erachten sich in Folge dessen auch ihrerseits nicht mehr an den Contract gebunden. Sie nehmen ihre Verkäufe anderweitig zu normalen Preisen wieder auf. Der Courssturz der betreffenden Papiere ist nun ein eben so fabelhafter wie ihr Steigen vorher, der Krach ist da und begräbt das Lebensglück von Tausenden und Abertausenden. Die Börse aber hat Millionen eingeheimst und lacht sich ins Fäustchen. Zuweilen freilich, wie bei dem erwähnten Kupferkrach, schnappt die Falle durch Versehen oder in Folge einer jener unberechenbaren Zufälligkeiten, welche in den menschlichen Dingen immer ihr Spiel treiben, etwas zu frühe ein, und es sieht sich, ehe er's gedacht, auch dieser und jener Macher gefangen. Ist es aber einer von den Hauptacturen, so darf man über sein Schicksal ausser aller Sorge sein. Ans Leben gehts ihm nicht, denn die Dirigenten sind unter einander verbunden wie ein Rattenkönig, und im ganzen überwiegt immer das Plus. Der «Fehler» wird jedenfalls rasch wieder gut gemacht. Was will gegen solche Mächenschaften die *Affaire d'Andlau* oder selbst das Treiben eines Wilson sagen? Ist der noch so schwungvoll betriebene Ordensschacher nicht ein harmloses Kinderspiel? die unbefugte Ausnutzung der Portofreiheit des Staatsoberhauptes, wie ausgedehnt dieselbe gewesen

sein mag, nicht eine reine Lumperei? Sind nicht die männlichen und weiblichen Helfershelfer Wilsons trotz aller von ihnen ausströmenden moralischen Miasmen wahre Biederleute gegen jene blutsaugerischen Räuber, die ihr Diebeshandwerk in einem Massstabe und mit einem Erfolge ausüben, welche, wie man sicher sagen kann, bisher nicht dagewesen sind, nicht dasein konnten, weil erst die modernste Culturentwicklung sie möglich gemacht hat? Und es giebt Gesetze, es giebt bestellte Hüter und Wächter derselben! Aber was thaten diese? Einer boulangistischen Interpellation gegenüber, welche die Sache aus agitatorischen Motiven aufgriff, haben sie sich vor dem ganzen Lande in unverblümtester Weise als solidarisch mit den Ausbeutern des Volkes hingestellt und jedes Einschreiten abgelehnt. Wie darf man Rothschild antasten! Wie darf man an das «Welthaus» rühren! Und die sonderbare «Volksvertretung» hat, wenn auch nur mit sehr knapper Majorität, zugestimmt. Die internationale Capitalmacht ist damit für sacrosanct erklärt. Die landläufige liberal-manchesterliche Weisheit will freilich nichts davon hören, dass man hier von einem Verbrechen rede. Hat doch niemand die Leute gezwungen, ihr Geld hinzugeben. Die Dummheit aber, welche trotz hundertfacher Erfahrung immer wieder auf den hingehaltenen Köder anbeisst, kann man durch Gesetze und staatliches Einschreiten nicht schützen, oder es müsste überhaupt ein Bevormundungssystem eingeführt werden, welches alle individuelle bürgerliche Freiheit aufs empfindlichste einschränkte, wenn nicht ganz illusorisch machte. Man lasse also die «Dummen» bluten. Sie haben sich ihr Misgeschick lediglich selbst zuzuschreiben. Darin liegt ja unstreitig nicht blos ein Körnchen, sondern ein ganzes ausgewachsenes Korn Wahrheit. Man darf jedoch auf der anderen Seite auch nicht vergessen, dass trotzdem diese Ausplünderung der Dummen nicht aufhört zu sein, was sie ist, dass sie trotz der mehr oder weniger äusserlich legalen Einkleidung einen unerhörten Raub darstellt, der die höchsten socialen Misstände und Gefahren heraufbeschwören muss. Denn geht es so fort, so ist unvermeidlich, dass eine verhältnismässig kleine Clique sich ins Fabelhafte bereichert und auf diesem Wege die ausschlaggebende Macht in der Welt an sich bringt, während die grosse Masse der Gesellschaft trotz aller formalen politischen Freiheiten zu socialen Sklaven und Parias herabsinkt. Die Dummheit ist, wie der Volksmund scherzend sagt, auch eine Gabe Gottes. Sie wird aus dieser Welt nicht verschwinden. Sie wird vielmehr

in dem hier angenommenen Verstande immer das Charakteristikum der Massen bleiben und um so weniger der schamlosen Ausbeutung entgehen, als sie wol meist die Bethätigung eines in Unerfahrenheit geübten Vertrauens sein wird, das ja objectiv in vielen einzelnen Fällen ungerechtfertigt und falsch ist, das man aber als subjective habituelle Eigenthümlichkeit nicht wird wegwünschen mögen, weil damit eine unberechenbare moralische Schädigung verbunden wäre. Damit aber, dass man der Dummheit sagt: «Du bist selbst schuld», wird man sie nicht beschwichtigen und zur Zufriedenheit mit ihrem Loose bringen. Die Unzufriedenheit wird vielmehr nur eine um so erbittertere werden und der Staat, welcher sich zu helfen ohnmächtig oder des guten Willens ermangelnd zeigt, in erster Linie dem Hass verfallen, denn ihn macht man und zwar nicht ganz ohne Berechtigung vor allem verantwortlich. Es ist sehr beachtenswerth, dass die Bewegung unter den «Enterbten» immer mehr die Züge des Anarchismus annimmt, ein beredtes Anzeichen für die Discrediti- rung der staatlichen Gewalt und Ordnung. Noch behauptet diese ihren Platz, dass aber die Unterminirung derselben rührig fortschreitet und immer erschreckendere Ausdehnung gewinnt, lehren die an den verschiedensten Punkten und in der mannigfaltigsten Weise aufblitzenden Eruptionen. Die oberen Zehntausend aber wissen dem gegenüber nichts Anderes und Besseres zu thun, als die Polizei- und Militärmacht zur gewaltsamen Unterdrückung aufzubieten. Dass diese im einzelnen immer noch gelingt, wiegt sie wenigstens bis zum nächsten Ausbruch in erneute Sicherheit. Man will nicht begreifen, dass damit die Spannung im ganzen nur mehr und mehr gesteigert wird und dass die bei dem bisherigen Verfahren unausbleibliche allgemeine Entladung der unterirdischen Wetter dadurch um so furchtbarer und vernichtender ausfallen muss.

Inzwischen thut die herrschende Klasse alles, um für die Weiterverbreitung des Geistes zu sorgen, der das vollenden soll. Sie handelt dabei nach dem Gesetz innerer Nothwendigkeit; denn der Geist, welchen sie predigt, ist ihr eigener Geist. Aber sie weiss nicht, was sie thut; denn der Geist, den sie als Geist der Genussucht, der Mammons- und der Herrschbegier in ihrem Busen hegt, wandelt sich bei der Uebertragung auf die Massen in den Dämon des Umsturzes und der Vernichtung, der seine eigenen Erzeuger in Blut und Greuel aller Art zu ersticken trachtet. So manche Apostel des neuen Evangeliums mögen übrigens wol durchschauen, welche Ernte aus der von ihnen ausgestreuten Saat reift,

und doch bei ihrem verderbenbringenden Werke beharren. Sie sind in diesem Falle jenem geheimnisvollen Zauber der Bosheit verfallen, welcher zu einem unlöslichen Banne geworden ist, gegen besseres Wissen und Gewissen zur Vollendung des Bösen treibt, zur Vollendung in der eigenen Vernichtung und der Vernichtung aller, wenn möglich. Dieser absolute Nihilismus ist der letzte, dämonische Kitzel derer, welche sich dem Geiste der steten Verneinung ergeben haben.

Dass aber dieser Geist in der Gesellschaft der modernen Culturwelt immer weitere Kreise zieht, kann niemand ernstlich in Abrede stellen, der mit einiger Aufmerksamkeit die Entwicklung der Kunst, der Literatur im allgemeinen und der Tagespresse im besonderen verfolgt. Es fehlt ja, Gott sei Dank, nicht ganz an Zeugnissen der Wahrheit. Aber fürs erste steht es doch noch leider immer so, dass derartige Stimmen in dem grossen allgemeinen Chorus fast ungehört verhallen. Der Geist der Lüge, der das Sichtbare und Vergängliche als das allein Werthvolle preist, beherrscht die ungeheure Mehrheit, und ob sich das für dieses Geschlecht überhaupt noch umkehren wird, muss als in hohem Masse fraglich erscheinen. Und welche Orgien feiert der Lügengeist in seinen Organen! Mit satanischer Nacktheit und Schamlosigkeit bei den offenen, brutalen Verneinern der überlieferten Ordnung der Dinge, mit mehr oder weniger gleissender Verhüllung bei denen, welchen die Schamlosigkeit in der Form der Lüsterheit pikanter erscheint, moralisch verwerflich und abstossend — man weiss nicht, ob mehr bei jenen oder bei diesen. Einer der alten Propheten ruft sein Wehe über die, welche «Böses gut und Gutes böse heissen, die aus Finsternis Licht und aus Licht Finsternis machen, die aus sauer süß und aus süß sauer machen». Aber wie verderbt seine Zeitgenossen in Israel gewesen sein und wie weit sie es speciell in der diabolischen Kunst der Verdrehung und Umkehr der Wahrheit gebracht haben mögen, es kann das Mass, das sie erreicht haben, doch nicht entfernt herangereicht haben an das, bis zu welchem es die moderne Presse gebracht hat. Ist die Entschiedenheit und Energie in der Feindschaft gegen die Wahrheit *intensiv* dasselbe gewesen, was ja dahingestellt bleiben muss, so wird man doch mit Bestimmtheit sagen dürfen, *extensiv*, in der Geltendmachung, gebührt der Lüge unserer Zeit die Palme, weil sie eben gedruckt lügen kann und deshalb unvergleichlich viel weiter greifen muss. Dass die Wahrheit im material-christlichen Sinne verleugnet,

angefeindet und in den Staub zu ziehen gesucht wird, darf natürlich nicht wunder nehmen und brauchte kaum hervorgehoben zu werden. Dass sie aber auch in dem formalen Sinne der blossen Thatsächlichkeit so absolut misachtet und mit Füßen getreten wird, bedarf doch noch der besonderen Anmerkung. Es giebt nichts Harmloses, das man dem Gegner nicht zur giftigsten Beschuldigung zurechtzudrehen verstände; edel und gut Gemeintes wird durch eine völlig unbedenkliche Dialektik und im Nothfall durch die dreisteste Erfindung zur Gemeinheit gestempelt; selbst das Heiligste ist nicht heilig, das Höchste nicht erhaben genug, um vor dem Kothwurf aus Bubenhand sicher zu sein. Dabei erscheinen diese Herolde der heimtückischsten Lüge und der brutalsten Verleumdung nie anders als in dem weiten Faltenwurf des Priesterkleides der Wahrheit, geberden sie sich stets als die Verfechter der echten Humanität, Sittlichkeit, Freiheit, als die allzeit unentwegten Vertreter des Rechts, kurz, es wird alles geradezu auf den Kopf gestellt, so dass der Unerfahrene zunächst wie vom Schwindel sich erfasst fühlt und zweifelnd an seine Stirn greift, ob er denn auch wirklich wache, bis ihm die Augen für den wahren Sachverhalt aufgehen und er, von unaussprechlichem Ekel erfüllt, sich wendet. Den Preis in dieser systematisch betriebenen Fälschungskunst dürfte leicht eine gewisse Species der deutschen Presse davontragen. Das hängt einmal vielleicht damit zusammen, dass der Deutsche in allem, worauf er sich legt, es am gründlichsten treibt, sodann aber hat es wol besonders darin seinen Grund, dass nirgendwo sonst in so breiter Ausdehnung wie hier fremde Elemente ihren corrumpirenden Einfluss ausüben. Selbst unserer schnelllebigen und schnellvergessenden Zeit wird die Erinnerung an die Walpurgisnacht nicht so bald abhanden kommen, welche von diesem Gelichter unter dem unglücklichen Kaiser Friedrich III. in Scene gesetzt worden ist. Solche Tage des Rausches können natürlich nur selten kommen und kurz währen. Jedoch wenn auch in herabgestimmterer Tonart geht gleichwol die Melodie unverändert und tactfest weiter. Die Sicherheit blendet aber selbst manchen, der innerlich von diesem Reigen geschieden sein sollte. Von den zahlreichen offenen Wunden am siechen Körper der modernen Gesellschaft ist die in der schlechten Presse zur Erscheinung kommende wol die allerschlimmste, weil sie die verderblichste ist. Aus ihr strömt ununterbrochen das tödtliche Eitergift und dringt durch tausend feine, unsichtbare Aederchen weiter, bis alles inficirt und zum Ab-

sterben reif ist. Am betrübendsten ist dabei, dass man wirklich nicht zu sagen wüsste, wie dem Uebel Einhalt zu thun wäre. An ein Dammsetzen und Schrankenziehen in äusserlicher Weise ist nicht zu denken. Man müsste sonst die freie Meinungsäusserung überhaupt knebeln, wovon in den modernen Culturstaaten ja nicht die Rede sein kann. Es bliebe also nur die Gegenwirkung durch Begründung und Aufrechterhaltung einer guten Presse. Gewiss kein zu verachtendes Mittel. Wo und soweit noch gesunde Elemente vorhanden sind, wird es dadurch vielleicht noch möglich sein sie zu sammeln und zu bewahren. Auf Ueberzeugen und Bekehren darf man nicht allzu viel rechnen, um so weniger als man sich nicht wird verhehlen können, dass, wo die Liebe zur Wahrheit nicht angenommen worden ist, um mit dem Apostel zu reden, die schlechte Presse vor der guten immer einen beträchtlichen Vorsprung in mehr als einer Beziehung voraushaben wird. Braucht jene sich doch schon in der Auswahl des Stoffes gar keinen Zwang aufzuerlegen, und die drastischsten Darstellungsmittel sind ihr stets unbedenklich gerade recht. Sie schmeichelt jeder Zeitströmung in der öffentlichen Meinung und wendet sich mit Berechnung jedesmal an die gerade am stärksten erregten Instinkte, ohne Sorge um die Folgen für das Wohl des Vaterlandes und des Volkes, denn ihr einziges Interesse ist der eigene Erfolg. Aber selbst wo sie in allen diesen Stücken noch einen gewissen Anstand beobachtet, hat sie auf ihrem Standpunkte nach der formalen Seite immer von vornherein einen grossen Vortheil. Es ist eben viel leichter zu kritisiren und zu negiren, als zu verteidigen und zu rechtfertigen. Auf jener Seite wird immer der Eindruck des Neuen, Interessanten und Pikanten sein, der Schein des Geistreichen verhältnismässig billig und leicht sich erzielen lassen, während die Verfechter des Positiven, des Historischen von Hause aus in der üblen Lage sich befinden, gewissermassen nur «Olle Kamellen» aufzutischen. Es gehört auf dieser Seite schon ein hervorragendes Mass von eigenartiger geistiger Begabung dazu, um Aufmerksamkeit zu erregen, geschweige denn auf die Dauer zu fesseln. Dort liegt der Reiz schon in dem Stoffe und in der Schablone, nach welcher er leicht von jedem Stümper mundgerecht zu formen ist; hier muss er ausgehen von der Persönlichkeit und einer bemerkenswertheren Geistesgewalt in derselben. Wo sind aber diese Persönlichkeiten? Sie sind, wenn überhaupt vorhanden, jedenfalls sehr dünn gesäet, und man darf über ihr Vermögen, den Lauf des Stromes

aufzuhalten oder abzulenken, nicht allzu optimistisch denken. Sie kämpfen einen ungleichen Kampf, ungleich in Ansehung des numerischen Verhältnisses, der Mittel und der natürlichen Vortheile des beiderseitigen Standortes. Solche Erkenntnis darf selbstverständlich nicht müde und lass machen, sie soll aber dazu dienen, vor Illusionen und Täuschungen zu bewahren.

So rollt denn das Verhängnis weiter. In immer grösserem Umfange wird Wind angesäet, so dass die Ernte nur der alles umstürzende Sturm werden kann. Dabei ist es ein wenig tröstlicher Gedanke, dass ja sicherlich nicht alle in modernem Geiste gehaltenen Organe der Presse auch «extrem» oder «radical» gesinnt sind, d. h. die vollen Consequenzen der von ihnen vertretenen Voraussetzungen ziehen wollen, und dass solches bei denen, welche mehr oder weniger ausschliesslich ihre geistige Nahrung aus ihnen entnehmen, zweifellos verhältnismässig noch weniger der Fall ist. Das ist so wenig ein beruhigendes Moment in der Lage der Dinge, dass man vielmehr sagen muss, es trage nur noch zur Erschwerung und Verschlimmerung derselben bei. Im anderen Falle würde wenigstens Klarheit herrschen und je länger je mehr eine reinliche Scheidung sich vollziehen, bei welcher so mancher, der unter den gegenwärtigen Umständen gedankenlos auf dem breiten Wege mittrottet und sich weiter und weiter schieben lässt, stutzig würde, um zu bedenken, was zu seinem und des Ganzen Frieden dienet. Nun aber bleibt es eben vor den Augen der meisten verborgen. Man giebt sich der prickelnden Anregung des süssen und feinen Giftes hin, in dem Wahne, dabei die volle Objectivität des eigenen Urtheils zu bewahren. Man merkt die leise Verschiebung, welche sich allmählich vollzieht, nicht, weil man sein Augenmerk nur auf den Radicalismus als die drohende Gefahr gerichtet hält und sich gegen diese für gefeit erachtet. Inzwischen aber ist man bereits, ohne dass man es auch nur gemerkt hätte, der viel ernsteren Gefahr erlegen. Die Weisheit, unter deren Einfluss man sich gestellt hat, übt eine Wirkung ganz unfehlbar aus, die nämlich, dass der Glaube an die alte Wahrheit, welche nicht von dieser Erde ist, in seiner Festigkeit und Gewissheit erschüttert wird. Damit schwindet aber überhaupt die Kraft unwandelbarer Ueberzeugung, sowie die klare und bestimmte Entschiedenheit. In dem Gewoge der kaleidoskopisch wechselnden Tagesmeinungen und dem Gewirre der sich drängenden, unwiderstehlich bald hierhin, bald dorthin ziehenden Tagesereignisse fehlt ein für allemal der absolut sichere Compass.

Es ist nur noch ein haltloses Laviren, ein Ausspähen nach dem, was augenblicklich als nützlich und zweckmässig erscheint, möglich. An die Stelle principieller Zielbewusstheit und Stetigkeit ist das Schwanken und die ganze Unzuverlässigkeit des Opportunismus getreten, der verbreitetsten und zugleich unseligsten Geistesrichtung unserer Zeit. Diese Art glaubt dem staatsmännischen Genie unserer Epoche was abgeguckt zu haben. Darin, dass dieses sich zur Maxime gemacht hat, lediglich mit realen Factoren zu rechnen und seine Ziele stets innerhalb der Grenzen des Möglichen und Erreichbaren zu stecken, sieht sie Grundsatzlosigkeit und schmeichelt sich deshalb, in dieser den politischen Stein der Weisen entdeckt zu haben. Jeder andere Standpunkt wird als «unpolitisch» mit einem Hochmuth und Eigendünkel abgethan, die geradezu possirlich sich ausnehmen. Man kann aber nicht einmal herzlich lachen, weil die Sache im Grunde gar so traurig ist. Wer den moralischen Ekel überwinden kann und sich ein deutliches Bild der vollen Charakterlosigkeit des Opportunismus vor Augen stellen will, der lasse sich nicht verdriessen, ein paar Jahrgänge eines opportunistischen Pressorgans durchzublätern. Es ist erstaunlich, ja geradezu verblüffend, was da alles geleistet wird; wie man heute verwirft, was man gestern als allein heilbringend gepriesen, oder umgekehrt; wie man an der einen Person als bewundernswerth herausstreicht, was man an einer anderen zum Verbrechen stempelt; wie man in einem Athemzuge ja und nein sagt, ein und dasselbe schlecht und gut, bitter und süß, heiss und kalt findet u. s. w. Und das will sich als die echte, alleinige Weisheit aufspielen, das will der Sphinx des Jahrhunderts ihr Räthsel lösen und die aus den Fugen gekommene Zeit wieder einrenken! Aber diese Modethorheit ist nicht bloß lächerlich, sie ist auch sehr gefährlich. Obgleich sie sich allzeit mit grosser Emphase für das wahre Gegengift gegen den umstürzlerischen Radicalismus und Nihilismus anpreist, thut sie in Wirklichkeit doch nichts Anderes, als dass sie demselben Bahn bricht und ihm die Wege ebnet, auf denen er seine Triumphzüge halten kann. Natürlich ist diese Wirkung eine unbeabsichtigte, was aber leider an der Sache nichts ändert. Hat man einmal den festen Grund der ewigen Wahrheit verlassen, so ist es umsonst, sich eine Linie zu ziehen, bis zu welcher man gehen möchte, darüber hinaus aber nicht. Einen solchen willkürlichen Halt machen zu wollen, ist im Leben ein vergeblicher Vorsatz. In Zeiten der Ruhe und des Friedens mag es allenfalls gelingen. Nicht aber,

wenn der Kampf wogt, wie jetzt bereits der Fall ist oder wenigstens allenthalben droht. Da können die Halben, die Zaudernden und Schwankenden, wie die Erfahrung aller Zeiten lehrt, den Ganzen und Entschiedeneren gegenüber nur den Kürzeren ziehen. Sie werden eine willenlose Beute der entschlossenen Negation, mit der sie ja grundsätzlich auf demselben Boden stehen, wenn bei diesen Leuten von einem Grundsatz anders noch die Rede sein kann. So machen sie durch ihre Unfähigkeit in der Stunde der Gefahr diese allemal erst zu einer wirklich kritischen. Im Vertrauen auf ihre Zahl, welche immer die grösste gewesen ist, bilden sie sich ein, die Entscheidung in ihrer Hand zu haben und das Aergste immer noch abwenden zu können, bis sich, stets zu spät, herausstellt, dass die zu schieben meinten, geschoben wurden und dort zum Siege halfen, wo sie es eigentlich am allerwenigsten wollten. Sie werden uns nichts retten, sie werden uns nichts erhalten, diese blinden Blindenleiter! Wenn man doch endlich erkennen und beherzigen wollte, dass man erhalten nur kann, ein Conservativer zu sein und conservativ zu wirken nur vermag, wenn man etwas besitzt und hegt, was des Conservirens ernstlich werth ist! Wer nichts Ewiges mehr hat, was will denn der überhaupt im unvermeidlichen Wechsel der Zeiten festhalten? Was nicht an sich beharrlich ist, das lässt sich gar nicht conserviren, wenn sich auch alles mit einander zu diesem Zwecke verschwören wollte. Im Grunde sind wir es gar nicht, die ihrerseits conserviren, sondern die conservirt werden durch die einzige conservative Macht, die es giebt, die ewige Wahrheit. Diese muss bleiben, wenn auch alles, was besteht, fällt, über der Welt in Trümmern würde sie sich noch erheben und aus den Ruinen neues Leben blühen lassen. Mit ihr aber bleibt nur, was an ihr theil hat, soweit es an ihr theil hat. Es handelt sich also lediglich darum, sich mit ihr zu erfüllen und sich von ihr durchdringen zu lassen, um allen Eventualitäten gegenüber die ruhige, sichere und feste Zuversicht zu gewinnen, der ein Mann wie E. M. A r n d t in unvergleichlich schöner Weise Ausdruck verliehen hat, wenn er singt:

Ich weiss, an wen ich glaube,

Ich weiss, was fest besteht,

Wenn alles hier im Staube

Wie Asch' und Rauch vergeht.

Ich weiss, was ewig bleibet,

Wenn alles wankt und fällt,

Wenn Wahn die Weisen treibet
Und Trug die Klugen hält.

Ich weiss, was ewig dauert,
Ich weiss, was nie verlässt,
Auf ew'gen Grund gemauert
Steht diese Schutzwehr fest.
Es sind des Heilands Worte,
Die Worte fest und klar ;
An diesem Felsenhorte
Halt' ich unwandelbar.

Hier ist die Erfüllung des Horazischen

*Si fractus illabatur orbis
Impavidum ferient ruinae.*

Hier ist Muth, hier ist Klarheit, hier ist Gewissheit und Entschiedenheit, hier ist Hoffnung, hier ist alles, was wir brauchen, und hier allein. Kann es hier noch eine Wahl geben? Und doch, wie wenige werden die rechte Wahl treffen! Auch hier wird es heissen, wie zu allen Zeiten weltgeschichtlicher Entscheidung und Wandelung: «Mit sehenden Augen sehen sie nicht und mit hörenden Ohren hören sie nicht; denn sie verstehen es nicht.» Wäre der Welt mit dem Zeugnis historischer Erfahrung oder mit unwidersprechlichen Deductionen der Logik zum Glauben zu helfen, sie müsste ihn längst haben. Daran hängt's eben nicht. Wo aber die Liebe zur Wahrheit nicht angenommen wird, da sendet Gott selbst kräftige Irrthümer, dass sie glauben der Lüge, und dieses Gottesgericht scheint unserer Zeit widerfahren zu sollen. Wiederholt ist sie in einer Weise auf «das Eine, was noth thut» hingewiesen worden, wie das ähnlich klar und unzweideutig selten im Kreislauf der Jahrhunderte vorgekommen sein mag, und doch wendet sie sich mehr und mehr davon ab, um Schemen nachzujagen, mit der Lüge zu kokettiren und im Materialismus das bessere Selbst zu ersticken. Schon huschen am hellen Tage geschäftige Lemuren hin und wieder, der Verblendung, welche sich auf die Höhe der Lebensentfaltung und -bethätigung träumt, das Grab zu graben, in das sie hinabsinken soll. Wird sie endlich merken, was im Werke ist? Wird sie Einkehr halten und umkehren, um die Kraft zum Widerstande gegen die Mächte des Abgrundes und die Bürgschaft des Sieges dort zu suchen, wo sie zu finden sind? Wer kann es wagen, darauf mit einem herzhaften Ja zu antworten? Wahrscheinlich ist es eben nicht. Wahrscheinlich ist vielmehr, dass alles beim Alten bleibt

und deshalb immer schlimmer wird. Die Gebildeten und noch mehr die, welche sich dafür halten und gerne dafür gelten, werden fortfahren, sich an dem Evangelium des Weltgenusses und der Weltseligkeit zu berauschen, weil sie die Weisheit des Jahrhunderts darin erblicken und weil es mit seiner Vorspiegelung selbstherrlicher Erkenntnis und Freiheit dem menschlichen Dünkel schmeichelt. Das alte Evangelium des Glaubens und der Liebe ist darüber um so leichter und schneller vergessen, als dasselbe mit seinen unbequemen Mahnungen an Pflicht und Rechenschaft nur die weltfrohe Behaglichkeit stört. Darum wird man nicht müde, sich selbst und andere zu versichern, es sei unvereinbar mit den Fortschritten der modernen Wissenschaft, ja es sei culturfeindlich! Der Chor der Evangelisten des modernen Evangeliums in der Presse wird fortfahren, dessen Lehren von allen Dächern zu predigen, und das um so ungestörter und erfolgreicher thun können, als so viele Conservative und Christen es für die praktische Hauptregel erachten, dass das Wort Gottes fein beschränkt bleibe auf die Kanzeln, wo es die Massen längst nicht mehr erreicht, und dass die Verkündiger desselben ja nicht dem Beispiel Christi und der Apostel folgen, welche auf die Gassen hinausgingen und ihre Ehre nicht für verloren erachteten, wenn die Menge ihnen mit Schmähungen und Steinwürfen antwortete. Die bittersten Feinde des geistlichen Amtes können sich nicht genug thun im Ereifern für die Heiligkeit desselben, welche fordere, dass die Träger desselben von der Staubatmosphäre des öffentlichen Lebens und Treibens fernbleiben. Thörichte Christen reden das nach, und doch haben wir hier genau denselben Kniff, wie wenn die liberale Doctrin das Königthum, angeblich im Interesse der Majestät desselben, so schwindelnd hoch stellt, dass von demselben rein nichts mehr zu spüren ist. *Difficile est satiram non scribere*, das bleibt eine ewig junge Wahrheit.

Indem aber die neue Weisheit sich selbst nach Kräften propagirt und die alte Wahrheit nicht ohne Verschuldung der eigenen Jünger derselben in den Winkel drängt, arbeitet sie, ohne es zu wollen, auch schon an ihrem Verderben und bereitet sich das Gericht. Es lässt sich nicht vermeiden, dass ihre Predigt auch vor die Ohren kommt, für welche sie eigentlich nicht bestimmt ist und von denen man wol voraussetzt, dass ihnen mit der Bildung das nöthige Verständnis und Interesse dafür abgehe. Aber wenn die Massen auch nicht im Sinne der systematischen Schulung gebildet sind, so

sind sie doch gewitzigt genug, um das richtig herauszuhören und aufzufassen, was ihnen in der neuen Lebensphilosophie passt. Dass des Lebens Zweck sei zu geniessen, dass jeder Mensch als solcher ein unveräusserliches, heiliges Recht auf seinen Antheil an der Daseinsfreude besitze und geltend machen dürfe: das hören die Freudlosen, die Gedrückten, die Vergessenen gerne, welche die modernen Verhältnisse auf der einen Seite vielfach unter das Niveau einer noch gerade menschenwürdigen Existenz hinabgestossen und auf der anderen Seite mit einem viel empfindlicheren Gefühl, als es früher vorhanden war, für das Unerträgliches und Unwürdige dieses Zustandes erfüllt haben. Sie hören um so begieriger darauf, je mehr man ihnen den Gedanken an eine göttliche Ordnung der Dinge, an eine göttliche Weltregierung und an ein ewiges Leben genommen, und sie hören nicht nur, sondern sie ziehen ungesäumt ihre praktischen Folgerungen daraus. Worin diese bestehen, braucht nicht wiederholt zu werden. Zusammengefasst bilden sie als Socialismus, Communismus und Anarchismus das gefürchtete Schreckbild der modernen Culturwelt, denn sie bedrohen dieselbe mit radicaler Vernichtung, in der richtigen Erkenntnis, dass bei der bestehenden Gesellschaftsordnung die Ideale des vierten Standes die gewünschte Verwirklichung schlechterdings nicht finden können. Diese Ideale sind zweifellos eben so utopisch, wie sie unberechtigt sind. Aber dieses Urtheil hat seinerseits eine Berechtigung nur vom Standpunkte der alten göttlichen Wahrheit. Was man aber von den Voraussetzungen der Atheisten und Eudämonisten des Diesseits aus gegen jene Ansprüche sollte einwenden können, muss jedem unerfindlich bleiben, der noch über eine folgerichtige Logik verfügt. Müssten diese Leute nicht vielmehr, wenn sie der Wahrheit die Ehre geben wollten, bekennen: die Socialisten haben ganz recht. Freilich, die innerlich Entwaffneten und darum im Voraus Geschlagenen verschliessen gegen jede unbequeme Erkenntnis standhaft die Augen. Sie trösten sich immerdar mit der vagen Hoffnung, dass es zum Aeussersten nicht kommen werde. Steht doch bei dem Siege des Umsturzes die ganze Bildung in Gefahr. Mit dem Chaos, welches dann käme, müsste auch eine unausdenkbare Barbarei hereinbrechen. Kann das das Ende unserer stolzen Culturentwicklung sein? Wird man solch ein Verbrechen gegen die schönste und heiligste Errungenschaft der Zeit wagen? Wir meinen, dass das müssige Fragen sind. Die Umstürzler, die nichts zu verlieren haben, werden sich an solche Erwägungen wenig kehren. Gesetzt aber selbst, sie liessen sich

zu solcher Sentimentalität herbei und dächten daran, sich zu bescheiden, so sorgt schon der Capitalismus, welcher auf Grund des modernen Actienwesens dem Arbeiter als unpersönlicher, mitleids- und erbarmungsloser Herr gegenübersteht, dafür, dass die Unzufriedenheit immer wieder von neuem angefacht wird und sich zur Verzweiflung auswächst. Hier liegt die Schraube ohne Ende, welche namentlich von einem gewissen *genus hominum* in Bewegung gesetzt wird und den Leuten, die mit ihrer Leistung nur als Waare in Betracht kommen, das Mark auspresst. Kann die staatliche Reformgesetzgebung, selbst wenn sie gelingt, diese Uebel beseitigen und ihrer Wiederkehr vorbeugen? Dahinter gehören gewiss mehrere Fragezeichen. Wird der weitere Fortschritt der Bildung die Gemüther so weit mässigen, dass sie von revolutionären Gewaltthaten abstehen? Eine Bildung, welche die Revolution im Schosse trägt? Wir antworten mit dem Ergebnis der Betrachtungen eines tiefblickenden Beurtheilers der socialen Verhältnisse in der Gegenwart. Rudolf Sohm, der Jurist, schreibt am Schluss seiner interessanten Kirchengeschichte: «Eins ist sicher: nicht unsere Bildung wird uns retten, sondern allein das Evangelium.» Wohl! Es wird uns retten. Aber schwerlich ohne erbitterten, auch äusserlich auszufechtenden Kampf. Der Organismus der modernen Gesellschaft schwärt aus vielen Wunden. Menschlichem Ermessen nach kann es nur eine Frage der Zeit sein, dass er, vom Fieberwahnsinn bis ins Innerste geschüttelt, sich selbst zu zerfleischen beginnt. Aus bekanntem Munde fiel vor einiger Zeit ein im Augenblicke etwas räthselhaft klingendes Wort: es könne wol kommen, dass der nächste grosse, die Welt in Brand setzende Krieg entzündet werde unter Vorantragung der rothen Fahne. Ueberblickt man aufmerksamer die Lage der Dinge in der alten Culturwelt, so wird man an der Aeusserung nichts so Befremdliches mehr finden. Diese Weissagung hat vielmehr alle Wahrscheinlichkeit für sich. Möchten, wenn sie in Erfüllung gehen sollte, alle erhaltenden Elemente, alle Factoren der Ordnung und Vertretér der christlichen Gesittung unerschütterlich und treu zusammenstehen, um mit vereinten Kräften den Geist der Lüge und seinen Heerbann zu dämpfen!

Die tosenden Schlachtrufe, welche von dorthier ausgestossen werden, klingen uns in unserem Erdenwinkel zunächst nur wie das dumpfe Rauschen ferner Meeresbrandung, welche bis zu uns nicht herüberreicht und von der wir deshalb nichts zu fürchten haben. Es ist jedoch schon auseinandergesetzt worden, wie falsch unter

den heutigen Verhältnissen der Culturwelt ein solches Sicherheitsgefühl wäre. Niemand kann vorausberechnen, wie weit der Strom, wenn er einmal die schützenden Dämme durchbrochen hat, seine verheerenden Fluthen ausdehnen mag. Auch wir haben daher bei Zeiten unsere Vorkehrungen zu treffen und uns namentlich innerlich zu wappnen mit der standhaltenden und bleibenden Wahrheit, haben, so viel an uns ist, auch dafür zu sorgen, dass sie möglichst weit erkannt und bewahrt werde in einem guten und feinen Herzen.

Vor der Hand scheinen freilich wenig Anzeichen vorzuliegen, dass das zersetzende Gift in den Massen unserer Bevölkerung einen vorbereiteten und dankbaren Boden finden könnte. Wer Gelegenheit gehabt hat, mit dem Volke zu verkehren und dasselbe zu beobachten, der wird, ungeachtet aller unvermeidlichen Gebrechen im einzelnen, im ganzen mit Dank gegen Gott zur Freude gestimmt worden sein darüber, dass kirchlicher Sinn und evangelische Sitte, die Grundpfeiler gut conservativer Gesinnung, noch ungebrochen dastehen. In der Masse des Volkes aber, wo die Individualitäten nicht so herausgebildet werden wie in den oberen Schichten der Gesellschaft und die reflectirte persönliche Ueberzeugung deshalb eine mindere Rolle spielt, ist die Bedeutung der herrschenden Sitte eine um so grössere. Dass wir eine solche von ausgeprägter Bestimmtheit, die auf dem Grunde des Evangeliums ruht, besitzen, ist ein nicht hoch genug zu veranschlagender Vortheil der Situation. Immerhin darf diese Wahrnehmung keine Veranlassung zur Sorglosigkeit werden. Es wird sich vielmehr auch auf diesem Punkte, wo eine günstige Grundlage vorhanden ist, um unermüdliche Befestigung, Stärkung und Förderung handeln, wenn wir unserer Aufgabe gerecht werden wollen, um so mehr als es an räumigen Schafen nirgend fehlt, welche die Träger der Zersetzung werden können. Hat diese erst begonnen, so ist im Voraus gar nicht abzusehen, wie weit sie um sich greifen kann.

Fehlt es nach dieser Seite immerhin auch nicht ganz an besorgniserregenden Erscheinungen, so ist doch die Hauptfrage: wie steht es um die oberen Schichten der Gesellschaft, um die Träger der Intelligenz selbst? Anderen predigen und selbst verwerflich werden, wäre auch hier von den verhängnisvollsten Folgen. Nie kann man daran denken, Anderen beizubringen, was man selbst nicht hat. Mit dem blossen Gebieten und Ermahnen ist hier nichts gethan. Unter dem Einflusse des Zeitgeistes ist das Auflehnen oder wenigstens das Widerstreben gegen jede unmittel-

bare Beeinflussung, sowol seitens der qualificirten Autoritäten, als auch seitens der social Höhergestellten überhaupt, an der Tagesordnung. Um so mehr aber schießt man auf deren eigenes Gebahren hin, um es aufs sorgfältigste zu copiren, und wenn das gegebene Beispiel im Guten manches Erfreuliche wirken kann, so muss es im Schlimmen alles verderben. Es ist daher die oben gestellte Frage von der entscheidendsten Bedeutung für die Entwicklung des gesunden Geistes und Sinnes unter uns. Natürlich verbietet es sich bei einer öffentlichen Berührung dieser Frage von selbst, in Details einzugehen, welche allerdings erst ein lebensvolles und erschöpfendes Bild zu entwerfen gestatten würden. Man muss sich begnügen, auf einige hervorstechende Punkte ein flüchtiges Schlaglicht fallen zu lassen und die ausführlichere Prüfung im Einzelnen dem eigenen Nachdenken der Leser anheimzustellen. Dieselbe kann keine Schwierigkeiten bieten und muss an der Hand der Kriterien, welche früher aus der Betrachtung fremder und weiterer Verhältnisse gewonnen wurden, manche gewohnte und darum meist nicht mehr erwogene Eigenthümlichkeit unserer heimischen Zustände in eine frappirende und lehrreiche Beleuchtung rücken.

Begreiflicherwise begegnen wir in den gebildeten Kreisen unserer Bevölkerung viel zahlreicheren, ausgedehnteren und tiefer gehenden Spuren der modernen Weltanschauung als in deren unteren Schichten. Die Bildung selbst macht die unvermeidliche Vermittlerin, und der natürliche Sinn kommt der neuen Weisheit überall mehr oder weniger entgegen. Namentlich das sog. Literatenthum hat das Bekenntnis zu ihr seinerzeit und theilweise noch heutigen Tages für den unerlässlichen Stempel wahrhafter Bildung erachtet und um so eifriger auf denselben gehalten, je weniger tief in Wirklichkeit die Bildung ging. Die Verheerungen wären hier aller Wahrscheinlichkeit nach noch viel grösser, als sie thatsächlich sind, wäre nicht unsere ganze besondere, zum Theil so sonderbare Existenz, die aber doch nun eben unsere Existenz bleibt, dermassen verkettet mit einer unauslöschlichen eigenartigen Geschichte, dass die begeistertsten Schwärmer für die moderne liberale Theorie in politisch - praktischer Bethätigung daheim sich unwillkürlich nur conservativ geben konnten. Dieser merkwürdige klaffende Widerspruch, dass man in der Theorie und etwa noch in der sittlichen Lebensführung, für welche die neue Weisheit manchem bequemer ist, liberalisirt und in der Auffassung und Behandlung der öffent-

lichen Dinge in der Heimat eine mehr oder weniger streng conservative, ja kirchliche Richtung verfolgt, spiegelt sich besonders klar und in naivster Unbewusstheit in unserer Tagespresse wieder, wie ein Aufsatz im «Rigaschen Kirchenblatte» vor einiger Zeit ausführlicher darlegte.

Diese Presse, soweit sie als die unsere anzusehen ist, steht in Bezug auf die heimatlichen Verhältnisse durchweg auf dem Boden des ungefärbtesten Conservatismus und tritt namentlich auch für Kirche und Christenthum, christliche Sitte und christliche Ordnungen mit Entschiedenheit ein. Nach allen übrigen Richtungen dagegen zieht sie fast eben so durchgehend ihre Nahrung ausschliesslich aus liberalistischen Organen. Die Folge davon ist, dass man über dieselben Dinge, die sie bei uns verächtlich, in ihren Spalten die hämischsten und giftigsten Anfeindungen lesen kann. Noch vor kurzem war, um auf Gerathewohl ein Beispiel herauszugreifen, in einem rigaschen Blatte eine berliner Correspondenz abgedruckt, welche unter anderem über die Bestrebungen des Männerbundes zur Bekämpfung der Prostitution in der deutschen Reichshauptstadt berichtete. Man sollte meinen, nicht nur jeder christlich gesinnte, sondern jeder ernste Mann müsste einem solchen Unternehmen seine volle und ungetheilte Sympathie zuwenden; hier aber wurde demselben untergeschoben, es sei nur gegen die bürgerlichen Kreise gerichtet und wolle Connivenz gegen die höhergestellten Sünder üben. Da nun aber in dem genannten Verein die «Höhergestellten» zahlreich vertreten sind, so wurde die weitere boshafte Bemerkung hinzugefügt, diese Herren pflegten, so lange die Jugendkräfte reichten, gründlich auszutoben, um dann fromm zu werden und an Anderen die Unsittlichkeit zu bekämpfen. Daran schloss sich der Ausdruck der Befürchtung, es könnte demnächst auch lasciven Literaturerzeugnissen zu Leibe gegangen werden, wie Spielhagen mit seiner Angela bereits widerfahren — wahrlich eine betrübende Perspective! — und endlich der Hinweis, nach diesen Symptomen könne unter den gegenwärtigen Verhältnissen noch allerlei «Erbauliches» erlebt werden. Man sieht, es ist ganz die liberalistische Schablone berüchtigter Einfältigkeit oder Böswilligkeit: der «Höhergestellte» ist *eo ipso* in seiner ersten Lebenshälfte sittenloser Wüstling und in seiner zweiten bigotter Heuchler, der «Pfaffe» aber zeigt sich voll Nachsicht gegen die Sünden seines Patrons und benutzt dessen frömmelnde Anwandlungen zur Hilfeleistung beim Vorgehen gegen den braven Bürger. Die Krone setzte der geistreiche Herr Corre-

spondent seinen Auslassungen auf, indem er eingestand: die Sache an sich sei ja nur billigenswerth, sie müsse aber verurtheilt werden, weil sie in der Hand kirchlich gesinnter Männer ruhe! (NB. diese sind die ersten und bis hierzu die einzigen, die sich zur Inangriffnahme dieses dornenvollen Werkes herbeigefunden.) Das Hervortreten dieser Elemente sei hierbei wie bei der Jünglingsvereinsache — wir wissen nicht mehr, ob unangenehm oder unbequem! Solche Kuckukseier lässt sich ein hiesiges Blatt in sein Nest legen! Dasselbe Blatt wäre sicherlich entrüstet, wenn jemand den durchaus «kirchlichen» Pastoren Rigas bei entsprechenden Unternehmungen solche oder ähnliche verleumderische Verdächtigungen anhängte, es sagt sich aber nicht, was doch so nahe liegt, dass es nämlich durch die unbeanstandete Wiedergabe derartiger Fasseleien aus der Fremde urtheils- und gedankenlose Leute dahier, leider wol die Mehrzahl der Zeitungsleser, dazu anleitet, in analogen Fällen auch ähnlich über einheimische Personen und Verhältnisse zu urtheilen, und dass es im besten Falle eine heillose Verwirrung der Begriffe fördert. So arbeitet man gegen die eigene bessere Absicht gedankenlos zum Schaden der Heimat und verbreitet die ganze destructive Welt- und Lebensanschauung des vulgären Liberalismus. Bisher hielten unsere Blätter wenigstens auf sittlichen Anstand, so dass man sie ruhig im Hause liegen lassen konnte. Auch das fängt an anders zu werden. Hat doch eins derselben vor einiger Zeit im Feuilleton den sittlich gänzlich verrotteten Roman Paul Lindaus «Arme Mädchen» gebracht, in welchem die verlottertesten Personen in den unzweideutigsten Verhältnissen und Situationen mit einer Manier geschildert werden, als müsste das alles nur so sein. Aber auch abgesehen vom Roman rührte in derselben Zeitung ein von manchen (aus der Klasse, die nicht weiss, was sie thut) sogar gefeierter Correspondent in seinen Berichten über das berliner Leben und Treiben allerlei Gewürze an, die ein unverkennbares Parfum, Patschuli und Knoblauch, ausströmten. Jeden Augenblick musste man auf eine Zweideutigkeit gefasst sein, welche durch eine witzig sein sollende Redensart mit unglaublicher Unverfrorenheit und Zudringlichkeit die Sache zugleich scheinbar anständig verhüllte und faunisch-lüstern enthüllte. Nur als Curiosum möchten wir erwähnen, dass der Leiter eines Blättchens, welches glücklicherweise in einem Winkel unserer Heimat erscheint und auf diesen Winkel beschränkt bleibt, es für seine Aufgabe ansieht, den Darwinismus zu cultiviren, dabei aber erklärt hat, er wolle

aus Opportunitätsgründen bis auf weiteres der Kirche und dem Christenthum nicht zu nahe treten, ja ihnen sogar manche Unterstützung gewähren, wenn ihre Vertreter sich in der Oeffentlichkeit nicht zu breit machten. Doch Scherz beiseite! Erwägt man, dass unsere Zeitungspressen grossentheils sich in solcher Haltlosigkeit und Zwiespältigkeit bewegt, dass sie urtheilslos sich zum Sprachrohr eines Geistes macht, der nur zersetzend und auflösend auf unsere Zustände wirken kann, dass wir kein einziges namhaftes Tagesblatt in deutscher Sprache besitzen, welches grundsätzlich und zielbewusst die christlich-conservative Richtung verträte und pflegte, obgleich diese vom Lebensinteresse des Landes gebieterisch gefordert wird, so wird man uns beipflichten müssen, wenn wir keinen Anstand nehmen, unsere Pressverhältnisse als eine der bedenklichsten offenen Wunden zu bezeichnen, an denen unsere Heimat krankt. Um so mehr ist das zu bedauern, als es ja zweifelsohne auch in unserer Mitte so viel giebt, «das sterben will», und die Presse das mächtigste und wirksamste Mittel werden könnte, dasselbe zu stärken, es auf diesem Wege zu erhalten und zu neuem, frischem Lebenstrieb zu bringen. Durch casuistische äussere Bemühungen aber wird man schlechterdings nichts erreichen. Nur grundsätzliche, stetige und zielbewusste Pflege des conservativen Geistes wäre im Stande zu helfen. Davon kann jedoch bei unserer Presse im ganzen nicht die Rede sein. Statt dessen colportirt sie vielmehr eine Welt- und Lebensanschauung, durch welche der Sinn für den Kern im Erbe der Väter mehr und mehr abgestumpft und unmerklich immer weiter in eine negirende Stellung zu demselben hineingeleitet wird. Die ihres beseelenden und belebenden Geistes entleerten Formen der Vergangenheit wird man aber als noch so werth gehaltene Reliquien und stilvolle Raritäten wahrlich nicht dauernd erhalten.

Unter diesen Umständen ist es wol begreiflich, wenn sich einem die besorgte Frage nahelegt: werden wir die dem Fortschritte der Zeit entsprechende gesteigerte Leistungsfähigkeit bewahren, die von den Vätern so ruhmvoll begründete und so bewundernswerth entwickelte evangelische Cultur, welche wir überkommen haben, zu fördern, wie es von uns erheischt wird, denn ohne Förderung keine Erhaltung, sondern unaufhaltsamer Rückschritt und Verlust? wird vollends die folgende Generation unter stets erschwerenderen Bedingungen ihrer Aufgabe gewachsen sein?

Eins ist sicher: sie wird es nicht sein, wenn sie sich nicht

mit dem Geiste erfüllt zeigt, der durch die Jahrhunderte und Jahrtausende der Geschichte sich unzweideutig und unwiderleglich als die alleinige schöpferische Lebensmacht bewährt hat, der die unveräusserliche, bleibende Wahrheit festhält, dadurch die Continuität der Entwicklung verbürgt und in dieser Hinsicht conservativ genannt zu werden verdient, der aber auch erst in Wahrheit liberal und fortschrittlich ist, insofern er allen äusseren Gestaltungen überhaupt nur einen bedingten Werth beimisst und unter veränderten Verhältnissen gerade durch das conservative Interesse für die Bewahrung der unvergänglichen Güter zu lebensvoller und lebensfähiger Erneuerung der Formen angetrieben wird, während der *vulgo* liberal genannte Geist der neuen Weisheit sich zu beidem unfähig erwiesen hat, insofern er mit den alten Formen auch die alte, ewig junge Wahrheit aufgibt und darnach nicht mehr im Stande ist, irgend etwas Positives von bleibender Bedeutung zu leisten. Hier liegt also die erste und hauptsächlichste Bedingung vor. Die andere aber, mehr formaler Natur, besteht darin, alle verfügbaren Kräfte in ernstester Arbeit und heissestem Ringen an die Erreichung des Zieles zu setzen, welches uns die Zeit und der in ihr sich vollziehende Werdeprocess stecken. Es heisst hier wahrlich:

Werdet ihr nicht treulich ringen,
Sondern träg und lässig sein,
Eure Neigung zu bezwingen,
So bricht eure Hoffnung ein:
Ohne tapfern Streit und Krieg
Folget niemals rechter Sieg.
Wahren Siegern wird die Krone
Nur zum beigelegten Lohne.

In Bezug auf beide Punkte liegen nun mancherlei Symptome vor, welche eine günstige Prognose, um es milde auszudrücken, erschweren. Greifen wir, ohne viel zu suchen, ein zufällig gerade sich Darbietendes heraus. Vor uns liegt eine Broschüre von über hundert Seiten, welche in diesem Jahre erschienen ist und den Titel führt: «Zur Duellfrage». Der bekannte Verfasser ist zwar ein Mann der Wissenschaft und Lehrer an unserer heimatlichen Hochschule, das Schriftchen aber trägt unbeschadet seiner wissenschaftlichen Basis keinen «akademischen» Charakter, weder seinem Inhalte noch seiner Abzweckung nach, sondern ist von einem praktisch sich fühlbar machenden Uebelstande angeregt und ver-

folgt sehr bemerkenswerthe praktische Tendenzen. Es gehört hinein in die Reihe der Anstrengungen, welche wieder einmal gegen die in unserer Mitte grassirende Zweikampfsleichtfertigkeit nicht länger unterlassen werden konnten. Ihr periodisches Wiederauftauchen zieht zeitweilig den Schleier von einer unablässig blutenden Wunde hinweg, ohne dass auf die Dauer etwas gebessert würde. Einen Augenblick schaudern wol die Ernsteren, dann thun Gewöhnung, Apathie und der zerstreuende Tageslärm ihre Schuldigkeit. Handelt es sich doch um etwas, was immer dagewesen ist, so weit Menschengedenken reicht, und die Gewohnheit ist für nur zu viele an die Stelle der Wahrheit getreten. Findet sich einmal ein eindrucksvollerer Zeuge für die letztere, so fehlt es auch nie an einem Ritter, der dafür eine Lanze bricht, dass alles hübsch beim Alten bleibe, der mit gebührender Verachtung für des Wesens Tiefe und vollendeter Hingebung für Schein und Worte beweist, dass in der Unsitte der Väter gerade das Geheimnis ihrer Kraft und ihrer Erfolge liege. «Die Kinder, sie hören es gerne.» Damit ist die Sache entschieden. Professor v. Oettingen hat sich zum hundertsten Male die Mühe gegeben, umständlich geschichtlich und dogmatisch-philosophisch die logische Ungeheuerlichkeit, die moralische Verwerflichkeit und die religiöse Frevelhaftigkeit des Duells auseinanderzusetzen. Es bleibt Danaidenarbeit. Wäre das Duell auf diesem Wege und mit diesen Mitteln zu beseitigen, es wäre längst verschwunden. Im Grunde bringt man ja nur Ausflüchte dagegen vor. So dankenswerth derartige Belehrungen sind, sie erreichen ihren praktischen Zweck nicht, weil sie des Uebels Wurzeln nicht treffen, das trotz alledem sich weiter ausbreitet. Ein ziemlich zuverlässiges und deutliches Barometer zur Beurtheilung der herrschenden sittlichen Zustände bietet der Lebenszuschnitt und das Treiben unserer akademischen Jugend. Von dorther aber werden einsichtige und ernste Beobachter einen Eindruck gewinnen, der sie zweifellos dazu bestimmen muss, unserem oben ausgesprochenen Urtheil beizupflichten. Im vorigen Jahrgange dieser Monatschrift ist uns ein Bild studentischer Strömungen in den vierziger Jahren an der dorpater Universität entworfen worden, leider mit mehr formeller Gewandtheit als sittlicher Entschiedenheit. Bei einem Vergleich desselben mit den heutigen Verhältnissen muss man sagen, dass trotz der Errungenschaften der damaligen Tage, bestehend in der Aufhebung des Duellzwanges, der Anerkennung der Gewissensfreiheit, der Errichtung von Ehrengerichten u. d. m.,

in so mancher Beziehung seither Rückschritte gemacht worden sind. Darunter erscheint uns als das Schlimmste die immer mehr überhandnehmende Neigung für die Schusswaffe. Dadurch wird das Verschwinden besonders grotesker Erscheinungen der Duellmanie, welche die frühere Zeit hervorgebracht und welche in dem erwähnten Aufsätze geschildert sind, in unserem äusserlich glatteren Zeitalter reichlich aufgewogen. Ganz abgesehen von der grösseren oder geringeren Lebensgefährlichkeit erscheint uns das Pistolenduell auch moralisch als das ärgere Uebel. Man kann Professor v. Oettingen unbedingt zugeben — und wir thun es — dass grundsätzlich die Mensur auf Schläger eben so verwerflich sei wie die auf Pistolen, und doch in der letzteren noch eine Abstufung *in pejus* sehen. Die Führung des Schlägers setzte doch immer noch eine gewisse Uebung und Ausbildung voraus, sie forderte die Bethätigung einer Reihe von an sich mehr oder weniger schätzenswerthen Eigenschaften, sie bot vor allem die Möglichkeit der Verteidigung und führte so durch Angriff und Abwehr zu einem wirklich so zu nennenden Kampf, mit all den schlimmen Seiten eines solchen freilich, aber doch auch mit den guten desselben, die in dem Ringen Mann an Mann hervortreten konnten. Von alledem ist bei der Pistolenmensur keine Rede mehr. Man hat sich als Scheibe dem Gegner aufzustellen und ihn als solche aufs Korn zu nehmen. Schnelligkeit im Schuss bei scharfem Auge, fester Hand und einiger Kaltblütigkeit streckt den «Parten» im Grunde wehrlos nieder. Der jämmerlichste Wicht erlangt den ihm noch so sehr überlegenen Helden mit Hilfe jener Eigenschaften, über welche jeder wilddiebende Bauerbursch verfügt. Jene Kaltblütigkeit rühmt man freilich als edlen Muth. Allein nur zu häufig ist sie nichts weiter als die verdienstlose Beigabe eines stumpfen Fischnaturells, oder Leichtfertigkeit und Gleichgiltigkeit einer moralisch unterwühlten Existenz, also der falsche Einsatz eines Spielers, der nichts zu verlieren hat. Und wie oft gestaltet sich der Lauf der Kugel ausserdem zu dem Treffer des blinden Hödur, der gegen seinen Willen Unheil anrichtet! Es wäre daher ohne Zweifel schon viel erreicht, wenn man zunächst für die Universität es dahin zurückbringen könnte, dass lediglich die Schlägermensur zugelassen würde. Wer wirklich so leibesschwach sein sollte, dass er die Waffe zu führen verhindert wäre, welche die altüberlieferte Burschensitte vorschreibt und bei deren ausschliesslicher Handhabung frühere Generationen nichts entbehrt haben, sollte den Nachtheil davon, wenn es einer

wäre, ganz allein für seine Person tragen und sich mit der Wort-satisfaction begnügen müssen, ohne um seiner Gebreite willen Rechte beanspruchen zu dürfen, welche so unberechenbaren Schaden stiften. In der sentimentalen Rücksichtnahme auf die Leibes-schwachheit, hinter welcher dann wol auch Bequemlichkeit und Frivolität eine Zuflucht suchen, erscheint ein Zug der von des Gedankens Blässe angekränkelten liberalistischen Gleichmacherei unserer Zeit, welche vergisst oder übersehen will, dass absolute Gleichheit in den Rechten auch eine völlige Gleichheit in der Leistungsfähigkeit unbedingt fordert.

Es ist ja nun bekannt, dass der Unfug des Duellantenthums an unserer Hochschule allmählich derartige Dimensionen angenommen hatte, dass vor kurzem unter den «Philistern» eine Bewegung in Fluss kam, welche sich namentlich gegen das Pistolenduell richtete und zum Zwecke der Beseitigung oder wenigstens möglichsten Einschränkung desselben auf die Studentenwelt zu influiren suchte. Dabei ist aber nicht nur innerhalb der letzteren eine wahrhaft verbissene, alle Rücksichten starrsinnig und pietätlos beiseite setzende Opposition zu Tage getreten, sondern, was vielleicht noch betrübender war, auch in der älteren Generation unserer gebildeten Gesellschaft, von Männern in Amt und Würden, vielfach eine Anschauungsweise documentirt worden, welche bewiesen hat, dass wir noch auf lange hinaus mit dem Offenbleiben dieser Wunde zu rechnen uns bescheiden müssen. Eine grundsätzliche Verwerfung des Zweikampfes, sei's auch nur des Pistolenduells, konnte mancher Orten kaum ernsthaft zur Discussion gebracht werden. Das Resultat bildeten dann rein opportunistisch begründete Ermahnungen, die Mensuren auf Pistolen, so weit es immer angehe, zu vermeiden — unseres Erachtens ein reiner Schlag ins Wasser, wie die Erfahrung trotz augenblicklich in diesem Sinne gefasster Beschlüsse seitens der Burschenwelt bald genug lehren wird.

Was soll man nun bei dieser inneren Stellung zur Sache, welche unsere höhere Gesellschaft einnimmt, über die Macht und Wirkung des christlichen Geistes in ihr und über die Reife ihrer Entwicklung zu humaner Bildung auch nur urtheilen? Wo ein Unwesen, das in so schneidendem Widerspruche zu den Grundgedanken des Evangeliums steht, nicht nur hartnäckig sich erhält, sondern, wie gesagt, gewissermassen Fortschritte macht, da kann doch nicht die Rede davon sein, dass das letztere im tiefsten Grunde unseres Wesens Wurzel gefasst, wie es sein sollte, bei Gefahr

unseres Lebens und unserer Zukunft sein müsste. Und das Schlimmste ist, dass bei der kommenden Generation allem Anschein nach die Verirrungen in dieser Richtung sich noch zu steigern drohen. Es ist geradezu verblüffend, welchen Ideen man bei halben Knaben darüber begegnet, was ihre vermeintliche «Ehre» fordere und gebiete, mit welcher unbelehrbaren Starrköpfigkeit sie dieselben verfolgen und mit welcher Brutalität gegen ihre Opfer gegebenenfalls sie vorgehen. Darnach müssen wir uns leider auf noch mancherlei unliebsame Ueberraschungen gefasst halten, die freilich nur eine Illustration zu der alten Wahrheit bieten müssen, dass die Sünden der Väter heimgesucht werden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.

Woher stammt dieses unausrottbare Uebel und woraus zieht es immer neue Nahrung? Professor v. Oettingen will es geschichtlich ableiten aus dem «alten Faustrecht, der Blutrache, der Familienfehde, dem richterlichen Gottesurtheil, dem patriotisch-politischen Ehrenzweikampf und endlich dem turnierartigen Kampfspiel». In der ihm eigenthümlichen geistreich pointirten Ausdrucksweise stellt er das moderne Duell demnach hin als einen «grausigen Rattenkönig mit sechs unheimlich verschlungenen Schwänzen», als einen «vornehmen Wechselbalg», welcher, wenn auch nicht gerade sechzehn, so doch wenigstens «sechs ebenbürtige Ahnen aufzuweisen habe», und meint: «Wenn irgendwo das Gesetz der «Heredität» oder der «Atavismus» sich geltend macht, so ist es in dem Antlitz und dem Gebahren dieses *enfant terrible* der Fall, welches, von dem *ancien régime* des feudalen Aristokratismus erzeugt, aus dem Mutterschosse welscher Minne und Romantik herausgeboren, bis in unsere Zeit hinein von der französisch angehauchten Mode grossgezogen worden ist.» Wir möchten annehmen, dass sich in jenen «sechs Ahnen» mehr geschichtliche Parallelen darstellen, als dass ein unmittelbarer, genetischer Zusammenhang zwischen ihnen und dem modernen Zweikampf bestände. Um das Letztere in seinem Wesen zu beleuchten, mag ja immerhin die Heranziehung jener geschichtlichen Analogien sich empfehlen. Wenn man aber den Wurzeln desselben in unserer gegenwärtigen Gesellschaft nachspüren und sie blosslegen will, so wird man sein Hauptaugenmerk nicht sowol darauf, als auf die psychologische und sociale Zuständlichkeit der letzteren zu richten haben. Dabei scheint sich uns der namentlich hier zu Lande auffallend stark vorhandene und gepflegte Zug zu einem pseudoaristokratischen Gebahren als der originirende Hauptfactor darzubieten.

Was man unter Pseudoaristokratismus zu verstehen habe, lässt sich freilich nicht leicht in ausreichender Weise definiren. Indess ist auch ohne das ein Misverständnis kaum zu befürchten, da die Erfahrung jedem unter uns nur zu viele Beispiele in dieser Richtung an die Hand giebt. Das Hauptmerkmal dieses falschen Aristokratismus möchte darin zu suchen sein, dass er so zu sagen *a priori* sich eine bevorrechtete Stellung auf Kosten Anderer zu schaffen und durch ungenirte Rücksichtslosigkeit zu behaupten trachtet. Nicht durch persönliches Verdienst, dem Andere sich bereitwillig unterordnen, strebt man sich innerlich selbst zu erheben, sondern durch allerlei vermeintlich vornehme gesellschaftliche Praktiken Andere herabzudrücken und in eine inferiore Stellung zu verweisen. Es ist psychologisch interessant zu beobachten, dass auch, wo etwas geleistet wird, man doch verschmäht, gerade d a r a u f gesellschaftliche Ansprüche zu gründen, vielmehr bezüglich jener oft wirklich bescheiden denkt. Letztere sollen eben auch in dieser Weise nicht b e d i n g t sein, sondern gewissermassen absolut gelten, als eine der betreffenden Existenz von Hause aus inhärirende Prerogative. Darin tritt denn deutlich das charakteristische Kennzeichen des Aristokratismus hervor, der in sich selbst ruhen will und Stellung und Ansehen ohne weitere Legitimation beansprucht. In dieser allgemeinen Schilderung stellt sich der Pseudoaristokratismus als eine Erscheinungsform der Eigensucht und Eitelkeit dar, welche in den mannigfaltigsten Gestaltungen concret ausgeprägt überall sich findet, wo es Menschen giebt. Es wird aber für den Kenner unserer Geschichte und der aus ihr hervorgegangenen heimatlichen Verhältnisse nicht überraschend sein, dass dieser falsche Aristokratismus gerade unter uns einen besonders fruchtbaren Boden gefunden hat und ungewöhnlich üppig ins Kraut geschossen ist. Die ständische Gliederung der Bevölkerung unseres Landes, durch die Anfänge seiner Geschichte von Hause aus verschärft und durch das Hineinspielen nationaler Gegensätze in ihrer Schroffheit erhalten, hat sich in Folge der nothgedrungenen Stagnation der politischen Zustände in neuerer Zeit kastenartig verknöchert. Dadurch ist bei etwaigen Reibungen für Misstrauen und Verbissenheit hinreichend gesorgt. An Gelegenheiten und Veranlassungen aber kann es nicht fehlen. Wo eine Schicht der Bevölkerung ausschliesslich politisch privilegiert erscheint, während alle übrigen rechtlich nach dieser Seite in der Unmündigkeit verharren müssen, wird es nicht zu vermeiden sein, dass bei

den so ausserordentlich Bevorrechteten ein Standesbewusstsein sich entwickelt, welches auch im Privatleben und im gesellschaftlichen Verkehr die Anderen nicht für «voll» ansieht und behandelt, zum wenigsten allerlei Reservatrechte für sich in Anspruch nimmt. Und da es sich um ein Standesbewusstsein handelt, so nehmen natürlich alle, die zu dem Stande gehören, auch an demselben theil, selbst die, welche nach ihren Leistungen und ihrem inneren Werthe nichts zu bedeuten hätten, ja es kann nicht Wunder nehmen, dass gerade diese, in dem Masse, als sie sich von der Wahrheit des Spruches nicht haben anfechten lassen:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,

Erwirb es, um es zu besitzen —

jenes Bewusstsein drastisch und bis zur Caricatur zu bethätigen sich angelegen sein lassen. In diesem Bestreben werden wol die elementarsten Forderungen gebildeten Anstandes und selbstverständlichster Schicklichkeit ausserhalb des eigenen Kreises nicht als verbindlich angesehen. Es wäre z. B. ein durch die Erfahrung als unter Umständen verhängnisvoll erwiesener Irrthum, wenn gebildete, aber nicht der höchsten Schicht der Gesellschaft angehörige Damen annehmen wollten, in der ersten Wagenklasse der Eisenbahn auf die feinste Rücksicht für sich rechnen zu dürfen. Sie könnten dabei gelegentlich schlimmer fahren als in der dritten Klasse. Es ist deshalb die von Professor v. Oettingen (a. a. O. p. 74) gestellte Frage, ob die Rohheit in unseren gesellschaftlichen Kreisen eine so arge sei, dass wir von einer unumgänglichen Nothwehr reden oder einen Krieg aller gegen alle annehmen dürfen, keine so unbedingt zu verneinende, wie der geehrte Autor sie hinstellt. Der pseudoaristokratische Kitzel ist in der That vielfach stark genug, um zu seiner Befriedigung vor einem Terrorismus nicht zurückzuschrecken, der, falls man nicht ganz vom Schauplatz abtreten will, was doch nicht einmal immer thunlich sein dürfte, nur die Wahl lässt, sich schimpflich zu ducken oder sich den erforderlichen Respect zu erkämpfen. Auf dem letzteren Wege ist ein gewisser *modus vivendi* errungen worden, der wenigstens den akademisch Gebildeten bei gesellschaftlichen Berührungen mit der «Aristokratie» äusserlich einen Verkehr auf gleichem Fusse gewährt. Aber man steht eigentlich immer noch *en vedette* und schüttelt sich höflich die Hand über dem aus dem Gürtel hervorguckenden Pistolenlauf. Es wäre für die guten Beziehungen sicherlich nicht förderlich, wenn dies *memento* dauernd vermisst werden sollte. Im übrigen wollen wir

keinesfalls zu bemerken versäumen, dass wir durchaus nicht alle Schuld und alle Schande nur der einen Seite zuschieben möchten. Ist der Pseudoaristokratismus ein natürlicherweise in der obersten Schicht der Gesellschaft entsprossenes Gewächs, so ist es doch frühzeitig genug in die anderen verpflanzt und durchzieht dieselben alle in den mannigfaltigsten Variationen der Form. Was aber speciell die sogenannten Literaten anlangt, so haben diese sich es in ziemlich unverfälschter Gestalt angeeignet und geberden sich, während sie weidlich auf Junker und Junkerei schimpfen, wenn die Gelegenheit sich bietet, ebenso und noch ärger. Wenn man beobachtet, welch eine Miene gegen alles Nichtliteratische (*sit venia verbo!*) aufgesetzt und welch ein Ton gar gegen Dienstboten, Kutscher und Kellner angeschlagen wird, so wird man mit Bedauern urtheilen müssen, dass auch hier das Verhalten wenig, sehr wenig von christlich-humaner Würdigung des Menschen in dem gesellschaftlich niedriger Gestellten spüren lässt. Hier aber gerade müssen wir das doppelt und dreifach anrechnen und können die nicht ausbleibende Nemesis nur gerecht und billig finden.

Natürlich ruft ein solcher Geist, wo er einmal herrschend geworden ist, Conflict nicht nur auf dem Gebiete des Klassenhaders hervor, sondern auch von Person zu Person innerhalb desselben Gesellschaftskreises. Das Böse muss eben nach allen Seiten hin fortwuchern.

Welche traurigen Folgen aus solchen Zuständen sich im einzelnen ergeben, ist häufig genug erörtert und männiglich bekannt. Wir können uns ein Eingehen auf dieselben um so mehr ersparen, als es uns in diesem Zusammenhange nach dem oben Dargelegten nicht auf das Duell an sich ankommt, sondern dasselbe uns nur insofern interessirt, als es ein Symptom dafür bildet, welch ein Geist unsere Gesellschaft, namentlich die höheren Schichten derselben beherrscht und leitet. Das Urtheil ergiebt sich aus dem vorhin Gesagten von selbst. Es kann nur dahin lauten, dass das besprochene Symptom jeden ernst Denkenden beim Blicke in die Zukunft mit lebhaftester Besorgnis erfüllen muss. Wo solche Verhältnisse wie die berührten bestehen, ja sich gar noch zum Schlimmeren zu entwickeln drohen, da kann jedenfalls nicht die Rede davon sein, dass das Evangelium eine die Oeffentlichkeit und die Gesammtheit durchdringende und bestimmende Macht ist. Nicht mehr oder noch nicht? Wir hoffen das Letztere und rechnen darauf, dass die erörterte kritische Situation, in welcher die Gesell-

schaft der gebildeten Welt schwebt, mehr und mehr mit unwiderstehlicher Macht zur Einkehr in sich selbst und zur Besinnung auf das Eine, was noth thut, treiben wird. Es ist hohe Zeit, die elfte Stunde fast vorüber. Vor der Hand freilich ist von einer inneren Umkehr noch wenig zu bemerken. Ist doch noch neuerdings unter unseren Musensöhnen bei einer nur zu grossen Schaar die Anschauung zu Tage getreten, welche in der Einschränkung des Pistolenduells eine Antastung des Palladiums der Burschikosität erblickt. Bei der schon erwähnten Stellung der «alten Herren» zur Sache kein Wunder! Schmunzelt doch mancher Vater dazu, in Freude über den mannhaften Trotz des Sprossen. Wer versteht heute den kernhaften Mann, bewährt in den Zeiten schwerster Noth, der gesungen:

Wer ist ein Mann? Wer beten kann
 Und Gott dem Herrn vertraut:
 Wann alles bricht, er zaget nicht;
 Dem Frommen nimmer graut.

Doch wie fördern wir die Einsicht? Wie stürzen wir die falschen Götzen? Sicherlich nicht mit irgend welchen äusseren Mitteln und Veranstaltungen, nicht mit Antiduellantenvereinen, in deren Mitte am Ende Abscheu vor dem Duell, aber nicht so sehr vor der dazu führenden Gesinnung blüht, nicht einmal mit dem viel gerühmten Ehrengericht, abgesehen davon, dass es mit seiner Einbürgerung in weiteren Kreisen gute Wege hat. Was allein helfen kann, ist die Pflanzung bewusster, grundsätzlicher christlich-humaner Gesinnung und ihre Entwicklung zu einer Macht, welche unbedingt das Allgemeingefühl und die Sitte bestimmt. Auch dann wird es ja freilich an Ausschreitungen im einzelnen nicht fehlen, wie auch Mord und Diebstahl nie völlig verschwinden werden, aber — und das ist das Entscheidende — das Urtheil der Gesammtheit wird ein anderes geworden sein, und die Stellung der Gesellschaft zur Sache wird dieselbe in ein völlig neues und gebührendes Licht rücken. Nicht so sehr das einzelne Duell wird beklagt und gebrandmarkt werden, als vielmehr die frivole Nichtachtung der gegnerischen Persönlichkeit, der Einbruch in die Rechte derselben, der sich in einem brutalen, meist vom Zaun gebrochenen Ueberfall vollzieht, wie derselbe zur Vorgeschichte fast aller blutigen Conflictte gehört. So lange eine derartige ignoble Gesinnung und das daraus hervorgehende excessive Verhalten so gut wie gar keine Ahndung von dem gesellschaftlichen Urtheil findet, sondern wol gar als «fix»

angesehen wird, falls nur der Betreffende dafür auf der Mensur eintritt, so lange wird Mord und Todtschlag an der Tagesordnung bleiben. Eine Aenderung kann erst erhofft werden, wenn die Provocation der anderen wie immer gearteten Persönlichkeit unter allen Umständen als ein moralisches Vergehen geächtet wird, welches durch die Mensur keineswegs ausgeglichen werden kann. Dann wird auch die Verwirrung der sittlichen Begriffe schwinden, welche jedes Unrecht für erlaubt ansieht, weil man ja dem Gekränkten freistellt, sich mit der Waffe Satisfaction zu holen. Welch ein Hohn auf das Evangelium, zu dem wir uns doch bekennen wollen! Aber davon zu geschweigen und lediglich die humane Bildung anzusehen (welche freilich im Grunde ohne Christenthum gar nicht vorhanden wäre): ist es nicht ein Faustschlag ins Angesicht derselben? Mit welcher Begeisterung schwärmen unsere Jünglinge für den Triumph der edlen Menschlichkeit, den Goethe in der Iphigenie auf Tauris dramatisch verkörpert? Ist es nicht beweinswerth, dass sie dem «So gehe hin und thue desgleichen», welches doch in ihrer Seele dabei vernehmlich werden müsste, in dieser Weise entsprechen? Sind das die Früchte unserer Erziehung und Schulung? Wahrlich, es darf nicht so bleiben, wenn nicht bald alles verloren sein soll.

Freilich, der Weg zur Wandelung des unhaltbaren Zustandes der Dinge, der angegeben worden ist, ist kein leicht und schnell zu durchmessender. Von heute auf morgen darf man hier keine Erfolge zu ernten hoffen. Aber von einer Generation zur anderen lässt sich doch schon manches erzielen, namentlich wenn das Leben selbst so ernst und verständlich predigt. Aber eins ist unerlässlich, dass nämlich die Alten mit der Reformation an sich selbst beginnen, dass sie den falschen Aristokratismus, der seine Befriedigung im Geltendmachen äusserer Ueberordnung sucht, fahren lassen und dem echten Adel nachstreben in wahrhafter Humanität gegen alle, doppelt feiner Rücksicht gegen die, welche das Schicksal äusserlich tiefer gestellt und denen es doch als Menschen die gleiche Würde im Lichte der Ewigkeit bestimmt, in Geduld und ähnlichen Tugenden, welche freilich ohne Herzenschristenthum nicht gefunden werden können. Uns will es bedünken, der wirklich edle Mensch dürfte sich in eine Unterstellung anderer Menschen unter sich nur mit Widerstreben in der Seele finden und, wo das Leben mit Nothwendigkeit dazu führt, sich getrieben fühlen, das durch besondere Güte wieder auszugleichen, sowie deutlich merken zu lassen, dass

er weit entfernt sei, seine Person über die andere erheben zu wollen. Sollte es so schwer werden, sich derartigen Empfindungen und Anschauungen aufzuschliessen, um sie mehr und mehr der Jugend einzufössen, damit endlich die Barbarei im Keim erstickt und dem Besseren, das uns so dringend noth thut, Raum geschafft werde? Zur Erreichung dieses Zieles aber muss jeder, der die bessere Einsicht hat, Hand anlegen, müssen namentlich die Väter und Familienhäupter das Ihre thun, durch Beispiel und Zeugnis.

Leider ist die Gepflogenheit weit verbreitet, in dieser Beziehung sich aller Pflichten für erledigt zu erachten, sobald man die Kinder in die Schule gebracht. Wofür bezahlt man das theure Schulgeld, wenn man sich ausserdem noch anstrengen soll? Ist es doch viel bequemer, der Schule alle Verantwortlichkeit aufzubürden und seinerseits nicht nur nichts zu thun, sondern wol gar die von der Schule aufrecht erhaltene Zucht durch Gewährung schrankenloser Freiheit, durch schlechtes Beispiel und rücksichtslose Krittellei auf die Probe zu stellen. Und doch kann die Schule nur innerhalb gewisser ziemlich eng gezogener Grenzen erziehend wirken, ja, sie wird es in Zukunft immer weniger thun und die rechte Charakterentwicklung immer mehr von der sittlichen und religiösen Atmosphäre im Hause abhängen. Man kann das bedauern, man kann aber auch einen Trost darin finden, je nach dem, ob man Bequemlichkeit und Verantwortungslosigkeit über alles schätzt, oder ob man der hier unzweifelhaft einem selbst in erster Linie gestellten Pflicht am liebsten auch selbst genügen möchte. Damit sind natürlich Mühen aller Art und als Schwerstes eine gewisse Selbstzucht, die die erste Voraussetzung für den Erfolg bildet, unzertrennlich verbunden. Wer aber diese Opfer nicht scheut, wird auch immer reichlicher sich belohnt finden. Die Schule wird dann bis zu einem gewissen Grade modelnd einwirken, weiter aber reicht ihre Macht nicht. Es ist eine Illusion, wenn man glaubt, dass die Schule einen ihr eigenthümlichen besonderen «Geist» präpariren und in die werdenden Persönlichkeiten der Schüler gleichsam wie in leere Krüge füllen könnte. Sie ist immer auf das ihr aus den Häusern dargebotene Material angewiesen, und das Entscheidende bleibt der «Geist», welcher die sie umgebende Gesellschaft erfüllt und bewegt. Die Aufgabe und Pflicht der Familie ist also eine eben so grosse wie schöne. An ihrer Erfüllung aber fehlt leider noch viel.

Man wird bei näherer Prüfung nicht leugnen können, dass vielfach die häusliche Erziehung namentlich bei uns zahlreiche

wunde Punkte aufweist. Es hängt mit dem schon berührten Pseudoaristokratismus zusammen, dass in gewissen Kreisen die Ruthe die ihr gebührende Rolle bei der Erziehung zu spielen ganz oder fast ganz aufgehört hat. Man erachtet körperliche Züchtigung für eines frei und edel Geborenen unwürdig und befürchtet in merkwürdiger Urtheilsverirrung von derselben Ertödtung des so nothwendigen Ehrgefühls. Die unausbleibliche Folge davon ist eine später häufig gar nicht mehr gut zu machende Zuchtlosigkeit und eine bis zur Narrheit gesteigerte Einbildung bezüglich der angeborenen Bedeutung der eigenen Person. Nach unseren Wahrnehmungen herrschen übrigens in den Kreisen der Geburtsaristokratie gerade nach dieser Seite vernünftigere, conservativere Grundsätze und wird in der angegebenen Weise namentlich von «Literaten» gesündigt, bei denen wol auch die der modernen Zeit eigene sentimentale Humanitätsduselei mitwirkt.

Man lässt aber die jungen Bäumchen nicht nur völlig frei nach ihren Trieben und Neigungen emporschiessen, sondern man verwöhnt und verweichlicht sie auch noch in einer für ihre Zukunft höchst unheilvollen Weise, und wo nichts Uebrigens gerade dafür gethan wird, da bringt es doch der herrschende Lebenszuschnitt im Hause von selbst mit sich. Der Luxus hat sich in den letzten Jahrzehnten in bedauerlichem Masse gesteigert und in dieser Steigerung mehr und mehr als etwas Selbstverständliches eingebürgert, obgleich er vielfältig nur mit äusserster Anspannung der Mittel aufrecht erhalten werden kann. Unter diesen Umständen wachsen die Kinder mit Ansprüchen an das Leben heran, für deren Befriedigung in der Zukunft ja nur in den seltensten Fällen die nöthige materielle Grundlage von Hause aus gesichert ist. Die bei weitem meisten sind darauf hingewiesen, die Fortsetzung eines derartigen Lebensgenusses, wie sie ihn von Jugend auf gewohnt gewesen, durch eigene Leistung erst zu beschaffen. Die Leistungsfähigkeit aber in ihren unerlässlichen Voraussetzungen: Pflichtbewusstsein und Selbstüberwindung zum Mühen in treuer Arbeit, werden gar nicht oder nur sehr mangelhaft entwickelt und zur anderen Natur gemacht. Wie viel hört man über Genussucht und Leichtsinn der Jugend klagen, und mit Recht! Wie viele durch die Folgen davon, durch Schuldenmachen und Arbeitsscheu, verbummelte und heruntergekommene Existenzen auf unserer Hochschule! Und doch trägt nicht so sehr diese, wie viele kurzsichtige Väter jammern, die Schuld daran und auch nicht das Corpsleben

der Studentenschaft. Der üppige und träge Geist mit all seinen Krankheitssymptomen, wie sie ja allerdings dort besonders zu Tage treten, wird nicht erst dort erzeugt, sondern bereits mitgebracht und hat seinen Ursprung tragischer Weise oft gerade da, wo er am lebhaftesten beklagt wird. Wird man zur erforderlichen Einsicht kommen und wird man mit fester Hand am eigenen Fleisch die vergifteten und vergiftenden Wunden ausbrennen, um die Heilung anzubahnen?

Was geschehen soll, muss jedenfalls schnell und entschieden geschehen. Die Zeiten sind zweifellos und zwar unter allen Umständen für ewig vorüber und werden es immer mehr sein, wo es genügte, sich als zur Adelsmatrikel gehörig auszuweisen oder irgendwie die Universität absolvirt zu haben, um fast mühelos eine Stellung zu gewinnen, welche einer Familie die nöthigen Subsistenzmittel bot. Das Dasein auf der Basis der Phäaken ist für die höheren Schichten unserer Gesellschaft unwiederbringlich dahin. Ob sie sich auch ferner ihre Stellung bewahren oder auch nur ein einigermaßen standesgemäßes Fortkommen sichern werden, diese Frage wird sich darnach beantworten, ob sie sich in die veränderte Lage der Dinge zu finden und zu schicken wissen, ob sie eine kernhafte Tüchtigkeit und leistungsfähige Arbeitsamkeit zu beweisen im Stande sind, welche sich jeder Concurrenz überlegen zeigt und alle Hindernisse überwindet. Die Mahnung, die sich an alle richtet, ist deutlich und ernst. Wohin wir blicken, in die eigenen Zustände oder über deren engen Kreis hinaus in die weltumspannenden Verhältnisse, überall tauchen vor unseren Blicken dunkle, unheilrohende Punkte auf. Die Zeit erfordert ein Geschlecht von eiserner Festigkeit, und doch starrt uns überall aus unseren eigenen Zügen die Zerfahrenheit an. Es giebt ein Mittel, sich zu festigen, ein altes, oft angebotenes und viel verschmähtes. Ob wir es jetzt annehmen und brauchen werden? Im Augenblicke liest man wieder, wie in weiten Gebieten des westlichen Europa hier und dort die Flammen socialer Feindseligkeit aus dem Boden emporzüngeln. Jeden Augenblick kann der Sturm losbrechen und ein verheerendes Wetter über den ganzen Erdtheil hinwegfegen, alles umkehrend und durch einander wirbelnd. Gottes Gnade mag ja wol auch den Orkan an unserem Vaterlande vorüberführen, aber haben wir nicht trotzdem die Pflicht uns auf das Schlimmste zu rüsten? Wenn alle gewohnten Stützen brechen und der Boden selbst, auf dem man steht, wankt, was kann uns Halt gewähren, was durch das Wirrsal

leiten und unsere Füße auf unerschütterlichen Felsen stellen? Der Glaube an das Evangelium der Kirche giebt die nothwendige innere Gewissheit und Sicherheit. Er verleiht Klarheit des Blickes und Entschiedenheit des Willens, indem er die Gewissen schärft und keinen Zweifel über die zu treffende Wahl lässt, während die in den Dingen dieser Welt befangene Weisheit vor lauter Bemühen, das in jedem Falle Nützlichste und Klügste zu treffen, hin und her getrieben wird, um an der eigenen Rathlosigkeit und Kurzsichtigkeit zu scheitern. Der Blick auf das ewige Ziel, das nicht umstürzen kann, gewährt Festigkeit, und Entschlossenheit, Muth, Geduld und — *last, not least* — Hoffnung — alles Dinge, welche zum Hindurchkommen unerlässlich sind und doch denen fehlen müssen, die die Signalstangen ihrer ephemeren Wissenschaft in dem allgemeinen Umsturz verschwinden sehen. Werden wir uns dem Anker, dessen Haltbarkeit durch die Geschichte aller Zeiten erwiesen ist, mit voller Hingebung vertrauen oder werden wir es lieber mit der Wetterfahnenpolitik halten? Von der Entscheidung, die wir treffen und NB! voll und ganz treffen, wird es abhängen, ob wir als Bausteine mit hineinkommen in den Neubau der Zukunft oder ob wir in den Wassern versinken auf ewig. 'Ο' αναγινώσκων νοεῖτω!





Die Hauptströmungen der Literatur Altlivlands.

I.

Während das Gebiet geschichtlicher Forschung seit jeher in unseren Provinzen mit Vorliebe bearbeitet worden ist, so dass Livland, was die Erforschung seiner historischen Vergangenheit anbetrifft, wol einen Ehrenplatz einzunehmen berechtigt erscheint, ist für das weite literatur-historische Gebiet nur sehr wenig geschehen. Vor allem treten uns zusammenfassende Darstellungen, sei es eines bestimmten Zeitraumes, sei es des ganzen Verlaufes der literaturgeschichtlichen Strömungen nur vereinzelt entgegen und nur wenig zahlreicher sind die Arbeiten, welche einzelne poetische Erscheinungen oder einzelne Dichtergestalten behandeln. Aus ihnen und aus Werken, wie Friedrich Konrad Gadebusch: *Livländische Bibliothek*, Recke-Napiersky: *Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon*, E. Winkelmann: *Bibliotheca Livoniae Historica*, Rehbind: *Die belletristische Literatur der Ostseeprovinzen von 1800—1852* (Inland 1853 Nr. 45—48), welche ein reiches bibliographisches und biographisches Material in alphabetischer oder chronologischer Anordnung geben, muss der Stoff mühsam zusammengesucht werden, und auf ihnen beruhen denn auch die einen grösseren Zeitraum umfassenden Abhandlungen. Diese geben aber fast alle nur kurzgefasste Uebersichten, welche zum grossen Theil veraltet sind, da durch neues Material die Kenntnis der Dichtung Livlands gerade in den letzten Jahrzehnten sehr gefördert ist. Neus: *Die Poesie des Inlandes in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts* (Inland 1845 Nr. 46) bietet uns das zusammenfassende Referat eines Vortrages, in welchem nur kurz die

einzelnen Erscheinungen der Literatur erwähnt werden, während der Schwerpunkt auf das Bemühen der Deutschen, den Letten und Esten die christlich-germanische Bildung und Cultur zu vermitteln, gelegt erscheint. So wird denn auch nach einleitenden Worten über Deutschlands und Altlivlands naher Wechselbeziehung, nach kurzer Erwähnung der sogenannten Reimchronik Ditleb von Alupkes, einiger kürzlich von Ed. Pabst gefundenen Minnelieder, deren Veröffentlichung man entgegensehen könne, und einzelner Chronisten und Dichter (Russow, Kelch, Lenz, Merkel) Paul Flemming, die erste schlesische Schule, die Gelegenheitsdichtung des 17. Jahrhunderts, die der Revaler Gymnasialbibliothek gehörige Sammlung an Hochzeitsliedern auf wenigen Seiten rasch abgethan. Im Jahre 1848 erschien dann eine kleine Schrift, die viel zu wenig bekannt geworden ist und die doch mit das Beste, wenigstens für den Zeitraum und das Gebiet der Poesie, welches der Verfasser zu behandeln sich vorgenommen, giebt, nämlich «Das alte auf unsere Undeutschen gedichtete Liedlein nach Form und Inhalt, so wie über livländisch-deutsche Volksdichtung, Volkssprache und Verwandtes überhaupt. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des älteren Livlands» von Ed. Pabst. Die seinen Freunden Alex. Neus und Ed. Meyer gewidmete Schrift, auf die wir öfters zurückkommen werden, geht von den bekannten Versen

Ick bin ein Liffländisch Bur,

Min Levend werdt my sur u. s. w.

aus, um dann auf historische Volkslieder, auf Minnelieder und geistliche Gesänge einzugehen und bei einer Fülle von Material feingeistige Bemerkungen über die Entstehung unserer baltischen Volksdichtung und ihre Beziehung zu Deutschland, über den niederdeutschen Dialekt und seine Verbreitung in den Ostseeprovinzen, über Landsknechtlieder &c. zu machen. Der Zeit nach folgte darauf 1855 das im In- und Auslande am meisten gekannte Werk über baltische Dichtung, Jegór von Sivers: Deutsche Dichter in Russland. Studien zur Literaturgeschichte, ein Werk, das für die ältere Zeit baltischer Dichtung nur kurze Notizen giebt, welche an Vollständigkeit Manches vermissen lassen¹. Schon der Rahmen, von welchem diese umschlossen sind, ist durch das Unzusammenhängende seiner Ausführung eigenthümlich: Tacitus, Diodor, Karl der Grosse, Otfried, überhaupt die Literatur Deutschlands, der

¹ Vgl. die absprechenden, aber sachlichen Kritiken von F. v. R(iekhoff) und H. N(eus). Inland 1856, Nr. 16 u. 17.

Kurverein von Rense, die goldene Bulle, die Entdeckungen der Portugiesen, die Einfuhr schwarzer Sklaven in die neue Welt, der Reineke Fuchs, Rosenplut, die Erfindungen und Wissenschaften, Albrecht Dürer, Iwan II. der Grausame, Macchiavelli, Ariosto, Raphael &c. &c. ziehen in buntem Gemisch an uns vorüber, und dazwischen sind die wenigen erwähnten dichterischen Denkmäler Livlands gefügt. So werden der Gesang zu Beverin, das dramatische Spiel zu Riga, die livländische Reimchronik, die in Reval neu entdeckten Minnelieder, die Buhnenlieder bei Russow und Kelch, die Spottverse auf den Erzbischof von Riga, Burchard Waldis, die vier im Archiv von E. Pabst edirten historischen Lieder und Timann Brakel nur kurz angeführt und geben kein vollständiges Bild der alten literatur- und culturhistorischen Verhältnisse unserer Heimat. In neuester Zeit hat denn noch Th. Schieman in den Mittheilungen¹ unter dem Titel Altlivländische Dichtungen flüchtig in einer einleitenden Ueberschau zu den von ihm herausgegebenen lateinischen und deutschen Dichtungen die Literatur früherer Zeit gestreift, und daher erscheint der Versuch, der in den folgenden Blättern gemacht wird, zumal neue Quellen hinzugeströmt sind, nicht unberechtigt, nämlich einen Abriss der Geschichte der Literatur in der Zeit der Selbständigkeit Livlands oder vielmehr bis zum Ende des 16. Jahrhunderts zu geben, welcher alles einschlagende Material, so weit es erreichbar war, berücksichtigt und, auf die verschiedenen Vorarbeiten gestützt, das Wenige, was über diese Zeit bekannt ist, zusammenfasst und zu einem Gemälde verarbeitet.

Dem Vorwurf, als ob von einer auf livländischem Boden entsprossenen Literatur nicht die Rede sein könne und somit eine Specialgeschichte der livländischen Literatur ein Unding sei, möchte ich hier entgegenen, dass dieser Vorwurf bei der regen Wechselbeziehung zur Gesammtheit jede provinzielle Literaturgeschichte treffen muss und dass verdienstvolle Werke, wie Wiechmann: Mecklenburgs altniedersächsische Literatur, oder Pisanski: Entwurf der preussischen Literärgeschichte, demselben Vorwurf unterliegen. Es ist ja natürlich, dass neben der selbständig auf livländischem Boden entstandenen Poesie auch Vieles aus dem deutschen Mutterlande eingedrungen ist und dass manche und vielleicht gerade die bedeutendsten Dichtergestalten nicht in Livland geboren sind. Nicht aber die an einen Ort geknüpftte Geburt ist ausschlaggebend,

¹ Bd. XIII, Heft 4.

sondern in so weit der Mensch wirkt und schafft, Ideen empfängt und zu solchen wieder anregt, gehört er einer Heimat an, wie wir z. B. Burchard Waldis zweifelsohne für einen der Unsrigen zu halten berechtigt sind. Der Zweck der Literaturgeschichte ist, das geistige Leben, wie es sich in den literarischen Erscheinungsformen offenbart, zu schildern und alle Fäden, welche herüber- und hinüber spielen und die Literaturen verschiedener Gegenden und Völker verknüpfen, blosszulegen. Und so mögen die folgenden Blätter, wie sie sich aus überarbeiteten Vorträgen entwickelt, hervortreten und ein Zeichen dessen sein, dass die deutsche Cultur, die sich in Altlivland unter Kämpfen und Ringen festigte, zugleich dem Ideal zugewandt war und auch unter schweren Verhältnissen Knospen und Blüthen zeitigte.

Obleich über siebenhundert Jahre über das baltische Land in Leid und Freud hingegangen sind, seit die ersten von Westen kommenden Colonisten es betraten und christliche Cultur und christlicher Glauben ihren Einzug hielten, stehen wir doch noch jetzt in Sitte und Sprache, in unserem ganzen Dasein gegründet auf dem unserer Vorfahren da. Denn wenn auch das wechselnde Geschick unsere Heimat nach dem Verlust ihrer Selbständigkeit bald unter Polens, bald unter Schwedens, dann Russlands Herrschaft brachte, zu Deutschland waren die Beziehungen stets rege und unser geistiges Sein und Leben erhielt von dorthin seine Richtung. In Anlehnung und in Verarbeitung der überkommenen Ideen erwarb sich die östliche Colonie stets neue Culturelemente und so wie der Riese Antäos, wenn er mit der mütterlichen Erde in Berührung kam, sog sie aus der Beziehung zum Mutterlande stets neue Kraft, um dieselbe im Gebiete des culturellen Lebens zu bethätigen. Diesen engen geistigen Zusammenhang zeigt vor allem die Dichtung, so dass eine Geschichte der baltischen Literatur nur ein Spiegelbild deutscher Ideen sein kann, denn nur dann fliesst der Strom dichterischer Production in Altlivland reichlicher, wenn er von Quellen, die aus Deutschland strömen, gespeist wird. Daneben bedingen natürlich ein Aufblühen oder einen Verfall die heimatlichen politischen Verhältnisse, indem sie den günstigen oder ungünstigen Boden für die aus Deutschland verpflanzten Keime bieten, so dass sich also zwei Bedingungen vereinigen, einerseits der Einfluss der Literatur Deutschlands, andererseits die jedesmalige Lage des balti-

schen Landes. Von einer selbständigen organischen Entwicklung der Dichtung, die allmählich fortschreitet, kann so nicht die Rede sein; nicht tritt uns eine den Lebensepochen des Volkes entsprechende Fortentwicklung der Poesie entgegen, nicht folgt der dem ereigniserzählenden, noch nicht reflectirenden Kindesalter entsprechenden Epik die der empfindungsvollen Jünglingszeit nachfühlende Lyrik, um schliesslich der aus dem thatenkräftigen Mannesalter entsprungenen Dramatik Raum zu geben, sondern unvermittelt liegen die verschiedenen Gebiete der Dichtung, das lyrische, epische und dramatische, neben einander, je nachdem die Anregung vom Mutterlande sie hervorgerufen. Ist doch die selbständige Entfaltung der Kunst und Wissenschaft an Bedingungen geknüpft, welche unserer Heimat gefehlt haben! Nur auf einem gesunden nationalen oder national gewordenen Volksboden blüht die Poesie, und wie sollte das auf der Grundlage fremder Nationalitäten aufgebaute Livland eine Blüthe aus eigener Kraft hervorrufen, zumal Livlands Geschichte sich fast ausschliesslich im Staatsleben concentrirte und der ununterbrochene Kriegszustand mit den Nachbarn und Eingeborenen eine stete Kampfbereitschaft verlangte. Dazu kam, dass Livland von Niedersachsen und Westfalen gegründet war, deren Volkscharakter, rauh wie die rauhe Natur ihrer Heimat, mehr der mit Erfolg verbundenen That, als der Pflege des geistigen Lebens zuneigte¹. So tritt uns, besonders in frühesten Zeit, eine Armuth an dichterischen Denkmälern entgegen, zumal manches verloren ist im Kampf der Zeit oder erst seiner Wiedererweckung aus alten Archiven harret. Und doch reizt es, diesen wenigen Zeugnissen der Poesie nachzugehen, da sie das Bild unserer Heimat und ihrer Vergangenheit vervollständigen, und so will ich versuchen, in skizzirten Umrissen die Strömungen baltischer Dichtung, deutschen Geistes und Lebens früherer Zeit zu schildern.

«Fast um dieselbe Zeit, da Saladins Heldenthaten den ganzen Orient mit Staunen und Bewunderung erfüllten und auf die Kunde von seinen Schlachten, Siegen und Eroberungen das europäische Abendland sich schon von neuem zu einer bewaffneten Wallfahrt nach dem Grabe des Erlösers vorbereitete, gründete am einsamen nordischen Dünaufer der Augustinerpriester Meinhard aus dem Kloster zu Segeberg in Holstein, ein schlichter Greis mit gottesfürchtigem Sinn und würdigem grauen Haar, der sich in Begleitung

¹ Vgl. die livländischen Städte im Mittelalter von Georg von Brevern. Bunes Archiv, III.

des Cisterciensermönchs Dietrich einigen nach Livland fahrenden Handelsleuten angeschlossen hatte, eine christliche Schule und Kirche in der Hoffnung, durch sein Wort dem Evangelium bei den dortigen Landesbewohnern Eingang zu verschaffen¹.» Der erste bleibende Anfang der Colonisirung Livlands fällt so der Zeit nach zusammen mit dem höchsten Aufschwung Deutschlands, da durch die Kreuzzüge neues Leben und neues Schaffen erblühte. Denn nicht nur, dass diese eine Vertiefung in religiöser und sittlicher Beziehung zur Folge hatten, sie brachten auch die einzelnen Völker in enge Berührung mit einander und zum Austausch ihrer Ideen und Anschauungen. Das Ritterthum, welches bei den Romanen seine Ausbildung erhalten hatte, trat jetzt neben den Geistlichen in den Vordergrund des socialen Lebens, da ihm die Kämpfer Christi angehörten und «geistige Regsamkeit, lebhafter Verkehr, der aus dem Mariendienst sich entwickelnde Frauencult und die Uebertragung des Dienstverhältnisses vom staatlichen Leben auf die Minne» schufen einen Boden, auf welchem «rasch und lieblich, wie die Blumen des Frühlings», die höfische Poesie des Mittelalters entspross. Aber eben so rasch welkte sie wieder dahin. Die sonnigen Frühlingstage mit ihrer Romantik waren nur zu schnell vorübergegangen, nüchtern und grau trat die Wirklichkeit hervor und weltliche Interessen, praktische Richtungen erfüllten die Gemüther. Der Adel gab sich durch die Ungunst der Verhältnisse, da die deutsche Dichtung nicht mehr an den Fürstenhöfen gepflegt wurde und allgemein Verrohung um sich gegriffen hatte, dem Strassenraub, dem Stegreifhandwerk hin, die Geistlichkeit versank immer mehr und mehr in Ueppigkeit und Trägheit, furchtbare Seuchen und Unglücksfälle lasteten verdüsternd auf dem Lande und an Stelle der reizvollen Poesie der ritterlichen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts trat die hausbackene des städtischen Bürgerstandes. Und wenn im Beginn der Blütheepoche Kreuzfahrten und die Jungfrau Maria, später aber das ewige und doch wechselvolle Leid der Minne und ihre Lust, die romantischen Abenteuer der bretonischen Tafelrunde und die kühnen Thaten volksthümlicher Recken den Hauptinhalt der Dichtung ausmachten, wandte sich jetzt das Interesse der novellenartigen, schwankhaften Erzählung und dem oft derben Fastnachtsspiele, dem moralisch-religiösen Meistergesange und dem didaktisch-satirischen Lehrgedichte zu. — Diesen Gang der Dichtung spiegelt im

¹ Kurd von Schlözer: Livland und die Anfänge deutschen Lebens im Norden.

grossen und ganzen auch unsere baltische Heimat wieder, deren Verhältnisse denen Deutschlands zum Theil analog waren.

Nachdem der Bischof Albert an die Spitze des nur in der Idee existirenden Bisthums getreten war, bildete sich bald ein christliches Staatswesen, das durch die Scharen der Kreuzpilger, die lieber ihr Ziel im Nordosten als in Palästina sahen und die mit jedem Frühling kamen, um im Herbst wie die Zugvögel grösstentheils wieder zu scheiden, immer fester gegründet wurde. Allerdings galt es einen lange dauernden Kampf mit den Heiden, aber im schweren Ringen um die Existenz festigte sich die Colonie, bis mit der Niederwerfung des grossen Estenaufstandes in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts und der Vereinigung der drei baltischen Provinzen die Unterwerfung der Eingeborenen vollendet und der zähe Widerstand gegen Christenthum und deutsche Herrschaft gebrochen war. Gerade aber in der Anspannung aller geistigen und materiellen Kräfte blühte Livland empor, und ein glänzendes Zeugnis dieses Aufschwunges bilden die herrlichen Kunstdenkmäler, wie der Dom zu Riga und Dorpat, vor allem aber das rege geistige Leben, die juristische und theologische Bildung der Ordensherren, die kreuzpredigende, das Christenthum ausbreitende Thätigkeit der Geistlichkeit und die Dichtung¹.

Von Niederdeutschland aus war die Colonisirung Livlands gleichsam in einem Kreuzzuge, in einem Vordringen des Christenthums gegen das Heidenthum erfolgt, und das drückte den Anfängen baltischer Dichtung sein Gepräge auf, welche die begeisternde Verherrlichung einerseits des Glaubenskampfes, andererseits der katholischen Kirche und ihrer Heiligen aufweist. Neben den lateinischen Gesängen, die in den Gotteshäusern erklangen, erstand im Mittelalter ein geistlicher, gewöhnlich mit einem Refrain endigender Gesang, welcher der religiösen Erregung der sangesfreudigen Deutschen auch ausserhalb der Kirche Ausdruck verlieh. Mit Gesang fuhren die Kreuzfahrer und wer sonst zu Schiffe ging, hinaus ins Meer, mit Gesang wallten sie und die Pilger durchs Land, mit Gesang holten sich die Krieger, wenn die Schlacht begann, wie einst die alten Germanen, Todesmuth und Siegesgewissheit von oben und dankten Gott und der Jungfrau Maria, wenn der Sieg erfochten². So erscholl bei der Belagerung von Beverin 1208 vom Walle herab

¹ Th. Schieman, Russland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrh. II, p. 84.

² Vgl. W. Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur, 2. Auflage, I, p. 338.

den stürmenden Esten Gottes Preis entgegen, wie uns dies Heinrich der Lette berichtet: «Auch ihr Priester, um den Sturm der Esten wenig bekümmert, stieg auf den Schlosswall, und während die Anderen kämpften, spielte er auf einem musikalischen Instrumente und flehte zu Gott. Und die Barbaren hielten an, als sie den süßen Gesang und den scharfen Klang des Instrumentes vernahmen, denn sie hatten dergleichen in ihrem Lande nicht gehört und liessen ab vom Streite und fragten nach der Ursache so grosser Freudigkeit. Die Letten aber erwiderten, sie seien froh und lobeten Gott, den Herren, weil sie, nachdem sie kürzlich die Taufe empfangen, sähen, dass Gott für sie streite. Da machten die Esten Vorschläge zur Herstellung des Friedens¹.» Und als das Heer der Christen mit drei Bannern gegen die Schaar der heidnischen Littauer am Flusse Schenen in Kurland anrückte, da stimmte dasselbe den Sang an: «hilf uns Sancta Mariâ zû vromen². Ihr, der «edelen unde vrien» Herrin und Himmelskönigin, der Schutzpatronin des Ordens, zu deren Dienst der Ordensmeister den neu aufgenommenen Bruder weihte, indem er beim Schwertschlag auf die Schulter ihm zurief:

Dies Schwert empfang von meiner Hand
Zu schützen Göttes und Marien Land³,

ihr, der Schutzgöttin der Kirche Livlands, um derentwillen der gläubige Pilger das Kreuz nahm, und dem Sohne Gottes erscholl andererseits Lob und Preis für verliehenen Sieg und glückliche Kriegsthaten. Fast eine stehende Formel bilden so bei siegreicher Heimkehr des Heeres die Worte der livländischen Reimchronik:

dô wart gelobet Jhêsus Christ,
der alles lobes wirdie ist,
und die liebe mûter sîn
Mariâ, die vrowe mîn⁴,

Worte, die sich allerdings auch auf eine zu celebrirte Messe beziehen liessen. Dass aber auch das ganze Kreuzheer in gemeinsamem Gesang Gott für den Sieg pries, berichtet uns die Chronik Heinrichs des Letten. Als 1218 der König von Nowgorod sieg-

¹ *Scriptores rerum livon.* I, p. 129.

² Livländische Reimchronik, herausg. von Leo Meyer, V. 11947. Vgl. eine ähnliche Angabe *Scrip. rer. liv.* I, p. 127: «Unter Anrufung der Hilfe des allmächtigen Gottes und der heiligen Mutter Gottes, der unbefleckten Jungfrau Maria zogen die Rigischen . . . nach Treiden» &c.

³ Joh. Christ. Brotze: Rückblick in die Vergangenheit, 7. Stück, p. 5.

⁴ Livl. Reimchronik, V. 9498, 12015, 446.

reich bestanden war, «kehrten die Deutschen gesund und unversehrt den Weg über singend zurück» (*Teutonici vero sani et incolumes per viam cantantes redierunt*), und dieser Gesang findet in den weiter unten folgenden Worten «und sie lobten alle die Gnade des Erlösers, der sie zurückführte und aus den Händen der Feinde befreite» (*et laudaverunt omnes Salvatoris clementiam qui reduxit eos et liberavit de manibus inimicorum*) seine nähere Erklärung¹. Geistliches Leben fand eben in stetem Kampf mit den Heiden, denen, wenn nicht anders so mit dem Schwerte, der christliche Glauben gepredigt ward, eine Vertiefung, und zahlreich mögen die geistlichen Lieder niederdeutscher Mundart und wechsellvollsten Inhalts gewesen sein, von denen sich leider so wenig erhalten hat. Dass das geistliche Element auch zu Situationen in Beziehung gebracht worden ist, in denen es uns widerspruchsvoll erscheint, ja ganz eigenthümlich berührt, kann man aus den alten Schragen ersehen. So heisst es in den Schragen der revaler Tafelgilde vom Jahre 1363: «10) des Dienstags nach Ostern sollen die gemeinen Brüder zusammenkommen wegen der heiligen Auferstehung unseres Herren und eine gute Tonne Biers zusammen trinken und singen: Christus ist auferstanden», und eine Instruction für die Jahresfeier der Tafelgilde lautet: «12) Wenn die Mahlzeit aus ist, so fragt man den ältesten Bürgermeister, ob man das «*Gratias*» singen soll. Alsdann gehen die sechs Vorsteher vor der Brautafel zu stehen bei einander, die ältesten nach der Seite des Raths, und alle die Brüder stehen aufrecht und singen mit Freuden: «Christus ist auferstanden von der Marter alle, des sollen wir alle froh sein, Gott will unser Trost sein. Kyrie eleison.» Dieser Gebrauch hat sich bis in das Zeitalter der Reformation erhalten, wie denn die im Jahre 1514 von Wolmer Brockhusen angefertigte Handschrift dieselbe Instruction enthält: «12) Wenn man dreimal herum und wieder herum getrunken hat und ein jeder fröhlich ist, so hebt der Kirchherr an zu singen mit allen Brüdern: «Christus ist auferstanden». Das singt man dreimal².» -- Der um die Erforschung der baltischen Geschichte und Literatur hochverdiente Oberlehrer Ed. Pabst thut in seiner Schrift *Das alte auf unsere Undeutschen gedichtete Liedlein &c.*³ alter geistlicher Lieder in plattdeutscher

¹ *Script. rer. liv.* I, p. 223.

² Eugen von Nottbeck: *Die alten Schragen der grossen Gilde zu Reval.* Reval 1885. p. 36, 65, 69 und 71.

³ p. 49 ff.

Sprache Erwähnung, die im Rathsarchiv in Reval vorhanden seien, und die ich, obgleich sie dem späteren Mittelalter angehören, hier im Zusammenhang der geistlichen Dichtung erwähnen möchte. Wie aus mehreren Notizen, bei Neus¹, im Bungeschen Archiv² &c., hervorgeht, hat Pabst die Absicht gehabt, dieselben herauszugeben, dieselbe aber nicht, oder nur theilweise ausgeführt, was um so mehr zu bedauern ist, als die Handschriften augenscheinlich verloren gegangen sind, da sie nach mir gewordener freundlicher Mittheilung sich nicht mehr im Archiv finden, ebenso wie die Liebeslieder, welche an derselben Stelle angeführt sind. In Abschriften³ jedoch und zum Theil in Abdruck⁴ sind glücklicherweise die Lieder, welche im Jahresbericht der felliner literarischen Gesellschaft pro 1888 vollständig im Druck erscheinen sollen, erhalten und lassen uns so einen Einblick in die katholisch-religiöse Dichtung, welche in unserer baltischen Heimat aus gläubig sehnennden Herzen erklang, gewinnen. Diese Dichtung hat in engster Beziehung, wie sich das besonders bei zwei Liedern erweisen lässt, zu Deutschland gestanden. Eins der allbeliebtesten allegorisch-mystischen Motive des katholischen Kirchenliedes ist das von der Mühle, welches bei Barthel Regenbogen⁵ und Muscatblüt⁶ verarbeitet ist und welches in dem bekannten Mühlenliede uns entgegentritt, das in hochdeutscher, niederländischer und niederdeutscher Version bereits vielfach zum Abdruck gekommen ist⁷. Dieses Motives hat sich auch die bildende Kunst bemächtigt und bei der Wechselwirkung der Dichtung und Malerei ist man wol berechtigt, einen engen Zusammenhang zwischen den vielfach in Kirchen vorhandenen Mühlenbildern und den Mühlenliedern anzunehmen. Wiechmann führt in: Mecklenburgs altniedersächsische Dichtung neun Bilder an, unter diesen drei in Cistercienserkirchen, und meint, dass für das berner Münster

¹ Inland 1849, Nr. 46. — ² III, 219.

³ In der Pabstischen Handschriftensammlung, welche sich im Besitz der estländischen Ritterschaft befindet, und in einer von Dr. W. Schlüter nach dieser angefertigten Abschrift, die mir in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt worden sind.

⁴ Das Mühlenlied in Wiechmanns: Mecklenburgs altniedersächsische Literatur III, p. 231 ff. nach einer vom Archivar C. Russwurm gemachten Abschrift und An St. Annen in E. Pabsts: Bunte Bilder I, p. 116.

⁵ Ph. Wackernagel: Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Leipzig 1867. Bd. II, Nr. 419.

⁶ a. a. O. Nr. 651.

⁷ Vgl. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Jahrgang 1883. Bd. IX. Herm. Brandes: Zum Mühlenliede p. 49 ff.

der Name des Stifters Kaspar von Mülinen bestimmend für die Wahl des Gegenstandes gewirkt habe. Ob der vom Jahre 1476 thätige Vorsteher der St. Nikolaus-Kirche in Reval, Marcus von der Molen¹, zu unserem Liede in Beziehung gestanden, mag dahingestellt bleiben. Dieses befand sich auch in der revaler Sammlung und zwar nach Pabsts Urtheil², welches für alle Lieder der Sammlung gilt, in einer Schrift, die auf die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zu deuten scheine, so dass die revaler Fassung, welche in Anordnung der Verse der Uhlandschen, wie sie in den Volksliedern³ vorliegt, mit geringen Abweichungen gleichkommt, neben der niederländischen die älteste sein würde. Damit fällt die Annahme K(rauses)⁴, dass vielleicht der Verfasser Ecbert Harlem, der in den zwanziger und dreissiger Jahren des 16. Jahrhunderts zu Rostock Professor gewesen, zusammen, während sich für die Anschauung, die Herm. Brandes vertritt, der das Lied in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts verlegt, ein Beleg mehr ergibt und die Angabe Winnigstedes⁵, dass er das Lied, als er noch Pfarrer zu Hörter war, in einem sehr alten Buche der Corveyer Stiftsbibliothek gefunden habe, an Bedeutung gewinnt.

Eyne mole jck buwen wyl,
 her got, wuste jck wormede
 vn hedde jck hantgerede,
 vn wuste wor fan,
 her got, so wolde jck heven an,

mit diesen Worten beginnt das Lied. Dem Charakter der Dichtung gemäss soll das nöthige Baumaterial aus dem Walde Libanus (Libanon) herbeigeschafft werden; hohe, an Künsten reiche Meister helfen am Werke, vor allem Moses, welcher den untersten Stein im Alten Testament gelegt hat, auf welchem das Neue Testament, als oberer Stein, ruht.

De nyen e den oversten sten
 den legge nu up den olden,
 dat he lope bolde

¹ Preuss. Jahrbücher, Bd. 59, Heft 6. Th. Schiemann, St. Nicolaus in Reval.

² E. Pabst: Das alte Liedlein u. s. w. p. 50.

³ p. 888.

⁴ Beilage zu Nr. 183 der Rostocker Zeitung vom 8. August 1879. Vgl. Jahrb. des Vereins f. nd. Sprachf. IX, p. 49.

⁵ a. a. O. p. 50.

na meysters kunst
 dat isz des hylgen gestes gunst.

Im Bau stehen weiter bei Hieronymus, Ambrosius, Gregorius und Augustinus, welche das Kammrad bewahren, damit die Mühle, welche von den vier Strömen Geon, Phison, Euphrates und Tigris¹ getrieben wird, desto besser läuft; die zwölf Apostel bringen sie in Gang, sie, die in aller Christen Land ausgesandt sind, zu mahlen.

Gy twelf apostel gat hervor
 brynget uns de molen gande
 dat se nycht blyve bestande
 gy synt gesant
 to malen jn alle crysten lant.

Ferner wird von einer Jungfrau berichtet, die ein Säcklein mit Weizen bringt; sie ist es, von der die Propheten gesungen, von der Jesaias geweissagt hat, die Mutter Jesu, über dessen Geburt sich alle «fruwen vn man» freuen. Das Weizensäcklein, «dat brochte en reyne junckfruwelyn», ist den vier Evangelisten anvertraut, auf dass sie stets Getreide aufschütten. An Matthäus, der die Menschwerdung, an Marcus, der das bittere Leiden und Sterben, an Lucas, der die Auferstehung, und an Johannes, der die Himmelfahrt Christi berichte, ergeht diese Aufforderung. In den Ausgangstrophen wird die Mühle der Benutzung empfohlen, Papst, Kaiser und Prediger sollen derselben, welche die Seelenspeise, von der wir reichen Sold haben, giebt, eifrig pflegen. Das Lied endet dann mit der oft auch in unseren Kirchenliedern den Schluss bildenden Bitte des Dichters, dass Gott ihn in das Paradies nehmen möchte.

De dessze mole gedychtet heft
 den mote got geleyden
 wanner wy scholen scheydenn
 lyck engels wysz
 got help vns yn dat paredysz.

Amen.

Die andere in enger Beziehung zu Deutschland stehende geistliche Dichtung ist ein Tagelied, wie es der Dichter selbst bezeichnet.

Dar lach en sunder vn slep,
 went dat em en hyllych engel torep:
 wol vp sunder, et ys tyt,
 vn dychte van gade en dage let.

¹ Die Handschrift liest verderbt: Nyglys, tygrysz, affrates.

Die limburger Chronik, welche für die Geschichte der Dichtung dadurch von so grosser Bedeutung ist, dass sie die Anfänge der ihrer Zeit allgemein gesungenen Lieder giebt, berichtet zum Jahre 1356, «da das zweite Sterben in deutschen Landen sich erhob, dass man in dieser Zeit das Tagelied von der heiligen Passion sang, das neu war und ein Ritter gemacht hatte» und giebt zugleich die Anfangsverse, die mit unserem Leich, so weit das bei nach der Erinnerung niedergeschriebenen Versen¹ der Fall sein kann, übereinstimmen. Nach einer strassburger Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts ist der Leich in einer weder rein hochdeutschen, noch niederdeutschen Form von Massmann in Aufsess Anzeiger u. s. w. und darnach bei Scheible, Das Kloster, abgedruckt, während die revaler Fassung, derselben Zeit angehörig, rein niederdeutsch ist und auch sonst vielfache Abweichungen aufweist², so dass sie des Interessanten viel bietet, auch wenn man von dem poetischen Werthe der Dichtung absieht. Ein fliehendes Gebet, aus der Noth der furchtbaren Seuche hervorgedrungen, wendet der Leich sich an Gott, unter dessen Gebot unser Leben gestellt ist, an die Kraft des Kreuzes, das vor unserer Pein steht. «Maria, du blühende Gerte», tritt in junckfruwelycker geber vor unsre Schuld und erwirb uns die Huld Gottes. Christus, der du am Kreuze gelitten, die Ruthenstreiche erduldet, den Trank der Gallen gekostet, deine Marter stehe vor unserer Missethat,

dat wy vor hovet sunde,
scande vn laster syn bewart.

Mit deines heiligen Geistes Feuer erleuchte uns, entzieh uns nicht dein göttliches Angesicht,

¹ Dieselben lauten :

O starker Gott,
All vnser noth
Befehlen wir Herr in dein Gebott,
Lass vns den Tag mit gnaden vberscheinen :
Die Nahmen drey
Die stehend vns bey
In allen nöthen wo wir sein
Die Nägel vnd das Speer vnd auch die Crone &c.

Scheible: Das Kloster II, p. 172.

² E. Pabst: Das alte Liedlein &c. p. 50.

³ gerde ist wol statt garde zu lesen. Vgl. den Leich Walthers von der Vogelweide, V. 30 f.:

Magt unde muoter, schouwe	der kristenheite nôt
dû bliende gerte Arônes,	ûf gënder morgenrôt &c.

help got dat wy numer sterven
 lat vns dyne hulde vorwerven
 des bydde jck leue here got dy.

Erbarme dich, hochgelobter Fürst des hohen Himmelreiches, über mich, dein Zorn ist so schwer, rechne uns unsere Sünde nicht an, erbarme dich um deiner hochgelobten Mutter willen.

Mynes leuendes enen guden ende
 szo vorlene leue here got my
 lat vns nycht vorslynden
 de duvel ys szo ghyr
 myt dynen hylgen v wunden
 szo afwassche here vnse sunde
 vp dat wy beholden syn.

Maria, du himmlische Königin, du reine Magd, lass uns deine Diener sein, schliess du uns den Himmel auf. Wir rufen alle

help got van hemmelrycke
 marya du rose rot
 help vns ut alle vnszer not.

Amen.»

Wie in diesem Leich Maria, du rose rot, und Christus, du hochgelovede vorste van dem hogen hemmelrycke, um Schutz und Hilfe angefleht werden, so wird in einem anderen Liede St. Anna gepriesen, die Mutter der Jungfrau Maria, die neben diese oft als Nothhelferin tritt und in vielen Liedern dafür gefeiert wird, dass sie «sulf drudde» mit ihrer Tochter und deren liebstem Sohne eine Zuflucht unseres Lebens ist¹. So erscholl ihr Lob und Preis auch in Livland, in Versen, die ich in hochdeutscher Uebertragung geben möchte:

Anna, du Empfängliche, bist
 Eine Wurzel unserer Seligkeit,
 Drum, dass aus dir gewachsen ist
 Ein Zweig in aller Reinigkeit.
 Daraus entspross
 Jesus, unser Muth,
 Gar süss und mildiglich.
 Um freundliche Bitt
 Hilf mir selbdritt,
 Anna, gnädiglich.

¹ Ph. Wackernagel, a. a. O. II, Nr. 729 (Heinrich von Loufenberg De Sancta Anna) und N.Nr. 1255—1260, von diesen besonders O Anna tzart (1257) und Anna (1258).

Anna, du edle Trösterin
 Aller betrübeten Herzen,
 Zu dir rufen wir alle hier,
 Dass du wolltest lösen aus Schmerzen
 Seel und Leib
 Zu rechter Zeit
 Mit Fleiss gar stetiglich.
 Um freundliche Bitt
 Hilf mir selbdritt,
 Anna, gnädiglich.

Anna, von königlichem Stamm
 Bist du so hoch geboren.
 Behüt uns vor weltlicher Schand,
 Dass wir nicht werden verloren
 Um unsre Unthat.
 Gieb Hilf und Rath
 Mit Fleiss gar mildiglich.
 Um freundliche Bitt
 Hilf mir selbdritt,
 Anna, gnädiglich.

Nicht nur in der Lyrik trat der religiöse Zug der Zeit hervor, auch das Drama, diese Verschmelzung der Erzählung und Empfindung, der Vergangenheit und Vergewärtigung, und das Epos, welche beide gleichzeitig neben der Lyrik, ohne organisch entwickelt zu sein, in unserer baltischen Heimat hervortraten, indem sie durch Anlehnung ans Mutterland hervorgerufen wurden, waren mit religiöser Empfindung und Anschauung durchsättigt. So hatte das im Winter 1205 in Riga unter freiem Himmel aufgeführte geistliche Spiel, dessen Heinrich der Lette¹ erwähnt, nur den Zweck christlicher Unterweisung, wie ja die geistlichen Spiele des Mittelalters, die *ludi* oder *misteria*, überhaupt diesem Zwecke und der Verherrlichung grosser Feste ihre Entstehung verdankten. «Im selben Winter,» erzählt die alte livländische Chronik, «ward mitten in Riga ein sehr hübsches Prophetenspiel aufgeführt, was die Lateiner eine Komödie nennen, damit die Heidenschaft die Anfänge des christlichen Glaubens auch durch sehenden Glauben lernen möchte. Der Inhalt dieses Spiels, dieser Komödie, wurde durch einen

¹ *Script rer. livon.* I, p. 93 f.

Dolmetscher sowol den Neubekehrten als den Heiden, die zugegen waren, auf das genaueste ausgelegt. Als aber die Gewaffneten Gideons mit den Philistern stritten, wurde den Heiden bang, denn sie fürchteten erschlagen zu werden, und hoben an zu fliehen, doch rief man sie vorsichtig wieder. Also hatte die Kirche sehr kurze Zeit eine Stille, da sie in Frieden ruhte. Dies Spiel aber war wie ein Vorgang, ein Vorspiel und eine Vorbedeutung künftiger Leiden, denn es waren Kriege in selbigem Spiel, als Davids, Gideons, Herodis. Auch war da die Lehre des Alten und Neuen Testaments. Sintemal die Heidenschaft durch die gar vielen Kriege, welche noch kamen, musste bekehrt und durch die Lehre des Alten und Neuen Testaments unterwiesen werden, wie sie zu dem wahren Friedensstifter und zum ewigen Leben gelangen möchte.» Interessant, aber schwer zu entscheiden ist die Frage¹, ob aus dem Lateinischen oder dem Niederdeutschen den Liven und Littauern der Inhalt des Stückes verdolmetscht wurde. Da dieses nur den Neubekehrten und Heiden gegenüber nothwendig gewesen zu sein scheint (*comoediae materia tam neophytis quam paganis, qui aderant, per interpretem diligentissime exponebatur*), so könnte man annehmen, dass das Drama niederdeutsch gewesen sei, in dem Falle das erste Beispiel eines nicht lateinischen Stückes.

Eine Mittelstellung zwischen geistlicher und weltlicher Dichtung nimmt die mitteldeutsche livländische Reimchronik ein, ein Werk, das am Ende des 13. Jahrhunderts entstanden, «in unverkennbar engstem Zusammenhange mit der Geschichte der Poesie in Deutschland steht, deren schönste mittelalterliche Blüthe damals bereits im Abwelken begriffen war²». Gervinus rühmt diesem Epos nach, dass es, obgleich eine streng historische Chronik, doch den blühenden Vortrag der Ritterromane mit so viel Geschick festhalte, als bei einem solchen Gegenstande zu erwarten sei. — Der Dichter giebt eben nicht nur Geschichte in Reimen, sondern eine leitende Idee; der Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum und dessen Bekehrung zieht durch das Ganze, dem Inhalt der Dichtung die poetische Färbung eines Kreuzzuges, an welchem die Hilfe der Jungfrau Maria und die Wunder Gottes sichtbar geworden, verleihend. Dieses historisch-epische Gedicht, das dadurch, dass die Lücke der rigaer Handschrift, welche sich im Besitz der livländi-

¹ Goedeke, Grundriss, 2. Aufl., I, 474.

² Leo Meyer, Ueber die Livl. Reimchronik. «Baltische Monatsschrift» N. F. III, 353 ff.

schen Ritterschaft befindet, durch die heidelberger Handschrift ergänzt wird, uns vollständig erhalten ist, war früher als die Reimchronik des Ditleb von Alnpeke bekannt. Nachdem sich aber die Autorschaft desselben, welche auf der apokryphen Unterschrift «gescriben in der kumentur zu rewel durch den Ditleb von Alnpeke im MCCLXXXVI jar» beruhte, als Fälschung erwiesen, wandte sich der Scharfsinn der historischen Forschung der Lösung der Frage zu, wer etwa der Verfasser sein könne. Während Schirren¹ der Meinung ist, dass er nicht Mitkämpfer und nicht Ordensbruder gewesen, da er die Ordensbrüder aus Fellin und Weissenstein «fremde» Brüder nennt, sondern dass er, da «den grauen Mönchen» ein auffallendes Lob gesendet werde, ein Cisterciensermönch, vielleicht jener Wiebolt Dosel, dessen so angelegentlich in den letzten Versen der Chronik gedacht wird, sei, kommt Wachsmuth² zu dem entgegengesetzten Resultat. Nach seiner Ansicht ist der Autor ein Ordensbruder, der, über Preussen nach Livland gekommen, regen Antheil an den Ordensangelegenheiten und den Kämpfen genommen hat. Für letztere Anschauung sprechen allerdings die lebendigen Schlachtschilderungen. Wie ein Kriegsmann, der uns voller Kampfesfreude Selbsterlebtes vorführt, schöpft er aus dem Quell seiner Erinnerung, und als klares Bild treten einzelne Kämpfe vor unser geistiges Auge. Da sehen wir die Speere fliegen, schwere Wunden werden geschlagen, dass das rothe Blut durch die Brünne in den Sand rinnt, und über die Todten auf der Wahlstatt erhebt sich lautes Klagen³. Oder wie charakteristisch ist der nächtliche Ueberfall⁴ des Ordensheeres durch die Sengallen im Jahre 1287 geschildert. Mancher Kurzweil hatte man mit Rennen und Springen, mit Laufen und Ringen gepflogen, ermüdet legt man sich nieder, da werden die schlafenden Ritter in der Nacht durch den lauten Ruf eines Knechtes «Feinde» erweckt, unbemerkt sind diese in der Finsternis herangenah, ein schwerer Kampf beginnt; die Brüder erliegen, nur drei entkommen; bald danach sah man den lichten Tag erscheinen, und die Geschlagenen finden Schutz hinter den Mauern Rigas. So weisen Tendenz und Ausführung

¹ Mittheilungen aus der Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands 1855, VIII, p. 19 ff. C. Schirren: Der Verfasser der Livl. Reimchronik.

² F. Wachsmuth: Ueber die Quellen und den Verfasser der alten livl. Reimchronik. Mitau 1878.

³ Livl. Reimchronik, V. 4860 ff.

⁴ ebenda, V. 10201 ff.

der livländischen Reimchronik einen hohen Platz unter den historischen Dichtungen der Zeit an, indem sich in ihr noch die Blüthezeit der höfischen Dichtung einflussreich erweist.

An weltlicher Dichtung dieser Periode ist sonst nur noch das Liebeslied «War harteleef an harteleyes arme lyt» erhalten, das sich in Berlin in der sogenannten livländischen Sammlung¹ befindet, die im Jahre 1431, wie mehrfache Unterschriften besagen, von einem Johannes in Livland (*script. in livonia per manus Johannis 1431, scriptum in livonia per manus Johannis post creatorem mundi 1431 &c.*) geschrieben ist und das die Macht der Minne, welche Leib, Sinn, Herz und Muth bezwingt und der alle Freuden entspriessen, verherrlicht. Dieses zeigt den innigen Zusammenhang des geistigen Lebens zwischen dem baltischen Lande und Deutschland insofern in vollem Masse, da es nichts Anderes, als die Uebersetzung eines hochdeutschen Minneliedes vom Schmied Barthel Regenbogen ist, welcher um den Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts, daher wir es dieser Periode einfügen, lebte und von welchem in einer hamburgener Handschrift das Vorbild unseres Liedes², steht, welches also beginnt:

Wa herzeliep an herzeliebes arme lit,
 da wirdet vröude (hohe), die diu minne git ;
 daz weiz wol, der der minne pfit ze rechter zit,
 waz kraft diu sueze minne hat, diu manigen degen twinget
 So sere, daz (er) sin lip, sin, herze unde muot,
 (sin) vriunde, mage, erbe und al sin varnde guot,
 durch [die] minne twinget &c.

Nicht das einzige Minnelied kann aber die niederdeutsche Uebersetzung dieses lyrischen Gedichtes sein ; gerade die Minnepoesie ward durch mündliche Ueberlieferung verbreitet, und das stärkere Gedächtnis der Zeit bewahrte sie länger und treuer, als heutzutage, wo das Gedächtnis um der gedruckten Ueberlieferung willen der mündlichen nicht mehr bedarf. Erst später wurden einzelne Lieder niedergeschrieben, gesammelt und so der Nachwelt erhalten ; wo aber dies nicht geschah, da schwanden die Lieder im Lauf der Zeiten aus dem Gedächtnis des Volkes, und nur vereinzelte Spuren deuten auf ihr Vorhandensein hin. So wird die Minnedichtung Livland nicht gefehlt haben. Wie sollten die aus Deutschland Herüberströmenden so ganz ihrer Sangeskunde vergessen und nicht

¹ Oesterley, Niederdeutsche Dichtung im Mittelalter. Dresden, 1871. p. IV.

² Friedr. Heinr. v. d. Hagen, Minnesinger III, p. 452. 4.

die Lieder, die sie in ihrer Heimat gesungen, in die neue herübernehmen? Wenn in Westfalen niedersächsische Lieder¹, wie

Twivel nicht du Leveste myn,
 Lat allen Twivel ane syn,
 Hert, Sinne unde Mot is allend dyn,
 Des schaltu wol geloven my &c.

erklangen, so kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit darauf schliessen, dass auch den mit Westfalen in enger Verbindung stehenden, aus Westfalen kommenden Geschlechtern die Lieder nicht unbekannt gewesen. Von einem der Minnedichter, der allerdings dem Ausgang der Blütheepoche als Nachzügler, ja bereits der Zeit der Meistersänger angehört, wissen wir, dass er, durch Abenteuerlust getrieben, auch nach Livland gekommen, wo doch wol seine Muse nicht gefeiert haben wird. Oswald von Wolkenstein² begann bereits als zehnjähriger Knabe 1377 sein abenteuerliches Schweifen durch alle Welt, indem er sich der Schaar Tiroler, welche Herzog Albrecht III. nach Preussen begleitete, anschloss. «Er fand bei seinen sorglosen Eltern, wie es scheint, weder Unterstützung noch Hindernis. Er lief zu Fuss neben den Reitern her, drei Pfennige und ein Stück Brot im Sacke, das man ihm als Wegzehrung aus dem Vaterhause mitgegeben hatte. Er versah die Dienste eines Knappen, besorgte die Rosse und putzte die Waffen. Bei Nacht schlief er in einem Winkel des Stalles, oft auch unter freiem Himmel und litt Hitze und Kälte, Hunger und Durst. Durch Gesang und Saitenspiel suchte er sich und Andere in Noth und Trübsal zu trösten.» Nach der Heimfahrt des Herzogs Albrecht weilte er acht Jahre als gemeiner Krieger in Preussen, wo er der slavischen Sprachen mächtig ward und von wo aus er Züge, auf denen er Gefangenschaft und gefährliche Verwundungen erduldet, nach Livland, Nowgorod &c. unternahm. Seine weiteren Schicksale, die ihn durch ganz Europa und weiter nach Armenien, Persien, ins gelobte Land &c. führten, sein abenteuerliches, wechselvolles Leben als Ruderknecht, Schiffskoch, Krieger, bis er zuletzt in seiner Heimat Tirol, in der er doch keine Ruhe fand, anlangte, gehören nicht in den Rahmen dieser Arbeit. Er selbst giebt seine vielfachen Wanderungen, indem er sagt:

¹ J. Fr. Aug. Kinderling, *Gesch. der Nieder-Sächsischen oder sog. Platt-deutschen Sprache* vornehmlich bis auf Luthers Zeiten, nebst einer Musterung der vornehmsten Denkmale dieser Mundart. Mgdgbg. 1800. p. 262.

² *Scriptores Rerum Prussicarum*. II, p. 173.

durch Barbarei, Arabiâ
 durch Hermanî in Persiâ
 durch Tartari in Syriâ
 durch Romanî in Turgiâ,
 Yberniâ
 der sprüng hab ich vergessen.
 Durch Reussen, Preussen, Euffenlant
 gên Littô, Liffen übern strant
 gên Tenmarch, Sweden, in Prâbant,
 durch Flandern, Franreich, Engelant
 und Schottenlant
 hab ich lang nit gemessen. &c.

Blicken wir zurück auf die Dichtung der älteren baltischen Zeit, so weit sie sich in spärlichen Resten erhalten. Fast alle sind durch das Mutterland hervorgerufen und zeigen, dass das deutsche Leben hierselbst in engster Beziehung zu dem in Deutschland gestanden hat, denn als Uebertragungen und directe Entlehnungen erweist sich die Mehrzahl der poetischen Ueberreste dieser Zeit. Ueberhaupt bilden Uebersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen und Niederländischen, wenn man von den historischen Dichtungen absieht, den Hauptbestandtheil der gesammten niederdeutschen Literatur dieses Zeitraumes und auf hochdeutsche Quellen führt wol auch das Wenige, was an Heldensagen in Livland bekannt gewesen sein mag, zurück. Eine weite Verbreitung haben im Mittelalter besonders die Lieder von dem ruhmvollen Könige der Ostgothen, Dietrich von Bern, gefunden, wofür die nordische Thidreksaga¹, die um 1250 aufgezeichnet wurde, den sprechendsten Beweis liefert, da sie, welche aus Erzählungen geschöpft ist, wie sie in Münster und Bremen umgingen, eine Fülle und Rundung zeigt, die auf den Reichthum niederdeutscher Sagen und Lieder schliessen lässt. «Ist es doch urkundlich belegt, dass der Stolz der deutschen Dichtung, der deutsche Heldengesang, in ganz Niederdeutschland hell und voll erklingen habe,» wie es denn auch in der Vorrede der Thidreksaga heisst: «Und wenn du einen Mann aus jeder Stadt im ganzen Sachsenlande nimmst, so werden alle diese Sage auf dieselbe Weise erzählen; das bewirken ihre alten Lieder.» Dass nun diese niederdeutschen Heldenlieder auch in den Ostseeprovinzen bekannt gewesen, dafür haben wir den Beweis in

¹ Vgl. die Einleitung zu Gerhard v. Minden von W. Seelmann. Bremen 1878.

der livländischen Reimchronik, deren Verfasser die Dietrichsage berührt, und zwar nur andeutungsweise, die Bekanntschaft mit derselben bei denen, für die er schrieb, voraussetzend, wenn er erzählt, wie vor der Burg, welche der «Heiligeberg» genannt war, die Semgallen und die Ordensbrüder gegen einander liefen, dass

hette ez er Ecke hie vor getân,
und von Berne er Ditterîch,
sie wêren von rechte lobes rîch¹.

Eben so wenig als die volksthümliche Heldensage, hat der höfische Ritterroman gefehlt; wir sind nur leider auch hier einzig und allein auf vereinzelte Notizen angewiesen, und was etwa vorhanden war, ist verloren gegangen. So giebt G. Tielemann² nach den Jahrbüchern Joh. Lindenblatts die Nachricht, dass man «in den Bibliotheken der Ordenshäuser ausser den geistlichen Büchern und Chroniken häufig den Roland, den welschen Gast und andere Heldenromane, welche nächst den Legenden die Lieblingsunterhaltung jener Zeit ausmachten», habe finden können. Und in der Fehreschen Sammlung, welche bedauerlicher Weise in alle Winde zerstreut ist, befand sich eine fragmentarische Handschrift eines Artusromans³ in Reimen, die früher den Minoriten in Riga gehört hatte, über deren Verbleib ich aber nichts habe ermitteln können. Dass die Artus-sage in Livland lebendig gewesen, dafür spricht schon die Bezeichnung des Artushofes, die im fünfzehnten Jahrhundert für den Versammlungsort der Schwarzenhäupter aufkam, denn der Name dürfte doch wol kaum ohne Kenntnis von den Thaten der bretonischen Könige und seiner Ritter von der Tafelrunde gewählt sein. — Unter den Legenden, welche eine Lieblingslectüre der Ordensritter gebildet haben sollen, haben entsprechend der Stellung der Jungfrau Maria als der Schutzpatronin Livlands jedenfalls Marienlegenden, wie etwa die vom heiligen Theophilus, dessen der oben erwähnte Leich von der heiligen Passion gedenkt, im Vordergrunde gestanden und werden wie in ganz Niederdeutschland, so auch hier mit der katholischen Kirche verbreitet worden sein. Aus der Geschichte der Schwarzenhäupter, welche das Mohrenhaupt des St. Mauritius im Wappenschilde führen, lässt sich schliessen, dass auch die an diesen Heiligen sich anschliessenden Legenden bei uns zu

¹ Livl. Reimchronik V. 10175.

² Geschichte der Schwarzen-Häupter in Riga nebst einer Beschreibung des Arthurhofes &c. Riga 1831. p. 20.

³ ebenda, p. 20.

Lande früh Eingang gefunden. Mag man die Entstehung¹ dieser Vereinigung um 1400 oder früher ansetzen, die jungen Kaufleute kannten den Heiligen bereits hinreichend, als sie ihn zum Schutzpatron erkoren und sein Leben zu ihren Zielen in Beziehung setzten. Bereits 1250 wurde die zu Halljal in Wirland erbaute Landkirche dem St. Mauritius² geweiht und noch 1481 wurde für die Katharinenkirche in Reval ein Altarpendium, d. h. ein Altarvorhang, auf welchem unter anderem sich das Bild des St. Mauritius befand, in Brügge³ gemalt. Als Vorkämpfer für das Christenthum und als tapferer Kriegermann ist derselbe gefeiert worden. «Zu den Zeiten des Kaisers Maximian nämlich, im Jahre 287, wurden die Christen hart verfolgt. Dies Schicksal traf auch den Anführer der thebaischen Legion Mauritius, einen geborenen Afrikaner, der damals mit seinen Soldaten in Palästina stand. Hier liess er sich von dem Bischof zu Jerusalem taufen und musste bald darauf dem Kaiser auf seinem Zuge über die Alpen folgen. Kaum war Maximian an den Ufern des Rhodanus angelangt, als er dem Mauritius und seiner Schaar befahl, den Göttern zu opfern. Diese, sich standhaft weigernd, erklärten endlich, sie wären Christen und würden sich nie zu solcher Abgötterei verstehen. Entrüstet über diese Antwort, befahl der Kaiser, den Mauritius und den zehnten Mann von seiner Legion zu tödten, und da auch dieses nicht schreckte, liess er sie alle zu Agaunum (jetzt St. Maurice) im Walliserlande niederhauen⁴.

Wenig ist es so, was an Dichtungen gerade aus der Blüthezeit höfischer Poesie, auf welche nur vereinzelte Spuren weisen, übrig ist. Dass dies der Fall, dass die Helden- und Ritterepen, vor allem das höfische Minnelied so wenig erhalten, wol auch nicht in dem Reichthum des Mutterlandes vertreten gewesen, ist charakteristisch für die Zeitverhältnisse, wie für die Bewohner des Landes; denn nicht nur war das livländische Leben mit seinem Kämpfen und Ringen dem Singen und Sagen ungünstig, dem Norddeutschen war auch im Gegensatz zum Süddeutschen «das schnelle Aufschwellen des Gefühls, jene Trunkenheit des Herzens», von welcher der Mund überfließt und welche die Quelle des Liederreichthums ist, versagt. Zudem war die Zeit des Aufschwunges auch für Livland bald

¹ Vgl. F. Amelung, Geschichte der revaler Schwarzenhäupter, Lief. 1. 1885. p. 2. G. Tielemann, a. a. O. p. 1 und 15.

² F. Amelung, a. a. O. p. 4.

³ ebenda, p. 51.

⁴ G. Tielemann, a. a. O. p. 18.

vorüber, und die Verhältnisse des Landes neigten, wie die Deutschlands, zum Theil unter gleichen Gründen immer mehr dem Verfall zu. Nachdem die Undeutschen niedergeworfen waren, galt es den Besitz gegen die aufstrebende Macht Littauens und Moskaus zu sichern. Aber Orden und Erzbischof waren selbst in einen Kampf um die Herrschaft gerathen, der, mit Erbitterung geführt, zum Unglücke und Verhängnisse unserer baltischen Heimat unentschieden blieb¹. Diese inneren Wirren wurden durch Unglücksfälle und durch von aussen herantretende Einflüsse nur noch verstärkt und verderblicher. Zu verschiedenen Malen wurde Livland vom schwarzen Tod heimgesucht, so dass kaum der zehnte Mann übrig blieb und Livland also verwüstet und verelendet war, dass sich Gott darüber erbarmen müsse; das Schisma der katholischen Kirche warf seine dunklen Schatten auch auf die deutsche Colonie, so waren im Jahre 1378 zu Dorpat zwei Bischöfe; die See machten die Vitalienbrüder, diese kühnen Seeräuber, unsicher, die zugleich die Küsten bedrohten; die Abhängigkeit vom Hochmeister lähmte oft die Kraft der Ordensmeister, vor allem trat aber mit der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts bereits der Verfall der Geistlichkeit und der Ordensritter ein, die je mehr und mehr der Genusssucht und Unsittlichkeit verfielen. Gekennzeichnet wird z. B. die Zeit, wenn man liest, wie Theodorich von Damerow, der Bischof von Dorpat, zu den verwegenen und zu allem bereiten Vitalienbrüdern in Beziehung treten und mit ihnen ein Bündnis schliessen konnte, um gegen den Orden unterstützt zu werden. Zweizüngigkeit und jesuitische Ränke, üppiges Leben und Unbildung liessen die Geistlichkeit immer tiefer sinken, so dass mit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts auch hier der Boden zur Reformation wohl vorbereitet war. Die Ordensritter standen nicht gefestigter da. «Diese Zwitterwesen von Mönchen und Kriegern,» sagt ein Schriftsteller aus dem Anfang dieses Jahrhunderts², «mussten in Schwelgerei versinken, sobald sie sich der Unthätigkeit ergaben.» «Man gelobte strengen Gehorsam, und Comture und Vögte widersetzten sich oft den Befehlen ihrer Oberen; versprach Armuth und prunkte wie Könige; verhiess züchtigen Wandel und fröhnte der Wollust³.» Da das

¹ Th. Schieman, a. a. O., aus dem die folgende Uebersicht der Verhältnisse Livlands geschöpft ist.

² *Livona*. 1812. p. 136.

³ G. Tieleman, Schilderung des Luxus, der Sitten und Gebräuche der Livländer zur Zeit der Ordensregierung. *Livonas-Blumenkranz*. 1818. p. 51.

Söldnerwesen um sich griff, nachdem der Hochmeister Konrad von Jungingen all seinen lieben und getreuen Rittersn und Knechten in dem Land Wirland und Harrien das weibliche Erbfolgerecht verliehen hatte, wodurch die Verknüpfung des Lehns mit der Landesverteidigung aufhörte, ward die Ordensdisciplin immer mehr und mehr gelockert, und mancher Beweis für Ueppigkeit und Zuchtlosigkeit liesse sich anführen. So setzte der eben erwähnte Hochmeister fest, dass ein Comtur nur hundert, jeder Ritter nur zehn Pferde halten dürfe; den Ordensbrüdern, welche sich dem Jagdvergnügen in Ermangelung kriegerischer Thätigkeit mit Leidenschaft ergeben hatten, wurde 1441 verboten, die Jagdhunde mit in die Kirche zu nehmen¹, und 1464 bat Andreas Gentzko den Hochmeister, seinen Bruder nicht nach Livland zu schicken, da er dort nichts Gutes sehen, sondern nur tüchtig saufen lernen würde².

Gegenüber dem Verfall des Ordens und der Geistlichkeit blühte das Bürgerthum in den Städten auf, in denen sich durch die Verbindung mit der Hansa und die sich daran knüpfenden Städtetage weiter Blick und reges politisches Leben und Treiben entfalteteten. Die Bürger waren dieser Zeit nicht nur Kaufleute und Handwerker, sondern auch weitausschauende Staatsmänner und kühne Krieger, die, wenn es nöthig, sowol ihre Vaterstadt als ihr Leben zu verteidigen, «den Degen zu führen und das Handbeil zu schwingen»³ verstanden, und ihnen lag in gleicher Weise die innere Verwaltung wie die Vertretung des Gemeinwesens und Handel und Wandel ob. In diesem Zeitraum traten die Bürger der Städte wie in Deutschland, so auch in Livland die literarische Erbschaft des Adels und der Geistlichkeit an, und wenn die Dichtung nicht in dem Masse wie das culturelle Leben emporblühte, so lag es daran, dass dem Bürgerstande, von dessen Anschauungen die Dichtung getragen wurde, die Poesie nur eine Erholung müssiger Stunden, eine Nebenbeschäftigung war, bestimmt, nach der Mühe und Arbeit des Berufs nützend zu ergötzen. Dies übte auf die Wahl der Stoffe seinen Einfluss aus, die allerdings noch durch einen anderen Umstand⁴ bedingt war. Der Gegensatz zwischen Ritterthum und Bürgerthum hatte sich in Niederdeutschland schroffer ausgebildet, als im Süden; daher kam es, dass die von den ritterlichen Sängern geschaffenen mittelhochdeutschen Hauptwerke, in denen die höfisch-

¹ ebenda, p. 85. — ² ebenda, p. 53. — ³ Schieman, a. a. O.

⁴ Vgl. die Einleitung zu Gerhard von Minden, herausg. von W. Seelmann. Bremen, 1878.

ritterliche Anschauungsweise ihren Ausdruck gefunden, wol bei dem Adel, nicht aber bei dem Bürgerstande des Nordens Anklang fand. Kaum eine Bekanntschaft mit ihnen kann man voraussetzen, und wenn in dem mittelniederdeutschen Gedichte der livländischen Sammlung «des Minners Anklagen», welches dem fünfzehnten Jahrhundert angehört, aus Wolframs Parcival der Vater desselben Gahmuret und seine Beziehung zur Mohrenkönigin Belakâne von Zazamanc erwähnt wird¹:

Yk en weyt nicht, yfft du hest gelesen
 Van dem werden Gamereth,
 Wo dene de leve betwungen het,
 Dat siner eyn morinne hadde gewalt
 Unde dat durch se de helt balt
 Maniger node syck bewach
 An ore doch neyn schone lach,

so ist diese Beziehung durch die hochdeutsche Quelle, die um der Reime willen unzweifelhaft ist, wenn sie sich auch nicht mehr nachweisen lässt, in die niederdeutsche Bearbeitung gebracht. Mönche und Bürger sahen auf die Heldensagen wie auf Lügenmärchen «logentale» herab, und wo sich Gelegenheit bot, ritterliches Leben und ritterliche Sitte lächerlich zu machen, da liessen die bürgerlichen Dichter gern ihrer salischen Laune die Zügel schiessen. In der livländischen Sammlung wird nach W. Seelmann so durch närrische Nachahmung des ritterlichen Tjostas Heiterkeit zu erregen gesucht. Auf Blatt 66 sind zwei Gestalten abgebildet, die eine unbekleidet, die andere in Gewändern, und zwar nach ritterlich mittelalterlicher Sitte halb roth, halb grün; auf Steckenpferden reiten sie dahin, mit Lanzen, an deren Spitzen statt Fähnchen kleine Windmühlen, wie man sie bei Kindern sieht, befestigt sind. Diese Deutung, welche W. Seelmann dem Bilde am Schluss «Des Minners Anklagen» in seiner Einleitung zu «Gerhard von Minden» giebt, scheint mir nicht zutreffend zu sein. Die angebliche Lanze, mit welcher die bärtige Gestalt der anderen nackten und zwar weiblichen nachreitet, ist doch wol eine Liebeswaffe und hängt augenscheinlich mit dem Inhalt der Dichtung zusammen. Zudem trägt die Frauengestalt eben eine solche, so dass sich an einen ritterlichen Tjost nicht denken lässt; vielmehr ist es der Liebestreit zwischen dem «clager» und der «frauwe», der hier

¹ Vers 13 ff.

seine Darstellung findet. Ueberhaupt war der Gegensatz in Livland nicht so schroff — man denke nur an die ritterlichen Uebungen der Schwarzenhäupter, an denen auch Edelleute theilzunehmen pflegten¹ — und wenn trotzdem der Charakter, wie er sich in Niederdeutschland in der Dichtung zeigte, auch der livländischen sein Gepräge andrückte, so lag das in der Abhängigkeit der letzteren vom Mutterlande und in den nahen Beziehungen des baltischen Landes zu dem Norden Deutschlands. Daher war die Heldensage ein den bürgerlichen Dichtern entzogener Stoff, der uns nur in spätester Zeit in Bearbeitungen hochdeutscher Vorlagen begegnet, während das Lehrgedicht und die poetische Erzählung das grösste Interesse fanden und in den zahlreichen niederdeutschen Sammlungen vertreten sind². Diese allgemeine Pflege oder Vorliebe ist bei der durch den arbeitsvollen Beruf beschränkten Zeit der Bürger der Städte leicht zu verstehen; gern lauschte man dem fahrenden Spielmann, wenn er, mit den hansischen Schiffen zu den Stapelplätzen des deutschen Handels gekommen, mit schwankartigen Erzählungen und lehrhaften Allegorien seine Zuhörer ergötzte. Und wenn sich in Reval und Riga in den ausgedehnten Höfen der Hansa an langen Winterabenden die deutschen Kaufleute vereinigten, wurden diese Dichtungen nach Sammlungen, die zu dem Zwecke angelegt worden, wie z. B. die livländische, mit gleichem Beifall vorgelesen, ja bei den Vereinigungen in den Gildenkstuben und im Artushofe hat der Vortrag poetischer Erzählungen sicher nicht gefehlt, wie denn das gemüthliche Element in den alten Schragen in ganz besonderer Betonung hervorgehoben wird. Zu einem eigentlichen Meistergesang mit zünftigen Betrieb, mit handwerksmässiger Ueberkünstelung und Handwerksneid scheint es trotz der nahen Beziehung zwischen Deutschland und den Städten der Ostseeprovinzen nicht gekommen zu sein, denn die weitesten Ausläufer der holdseligen Kunst des Meistergesanges lassen sich nur in Mitteldeutschland bis Magdeburg und bis ins Hessische und im Nordosten bis Danzig nachweisen. So fehlt den Ostseeprovinzen das weite Gebiet der Meisterlieder, abgesehen von diesen weist die Dichtung, welche aus dieser Zeit vorliegt, einen ähnlichen Charakter wie in Deutschland auf; das didaktisch-satirische Lehrgedicht, die schwankartige Novelle, das Fastnachtsspiel und gegen Ende der Periode das Volkslied

¹ F. Amelung, Geschichte der Schwarzenhäupter, Lief. I, p. 48.

² Vgl. die Einleitung zu Oesterley: Niederdeutsche Dichtung im Mittelalter. Dresden 1871.

treten uns auch hier entgegen, und auch hier sind die Verfasser Dichter bürgerlichen Standes.

So bearbeitete in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts das Schachbuch des Jacobus de Cessoles in niederdeutschen Versen der Schulmeister Stephan¹ und widmete es dem dorpater Bischof Johann von Fifhusen, seinem

leuen werden heren
 Uan darpte dem vorsten her Johanne
 Enem bisschope vnde enem manne
 Uan wysheyt vnde uan dogheden rike
 Also dat betueghet al gelike
 Sin name de iohannes ist
 Godes gnade al sunder list
 Uan vyffhusen al dar by. &c.

In diesem Werke, welches Tugenden und gute Sitte neben dem Schachspiele lehren will,

Van dogheden vnde van
 guden zeden secht dyt boek
 wol dat vaken ouerlest de
 wert ok des schaekspeles klok,

ist letzteres in lehrhaft-allegorischer Weise auf das sittliche, gesellige und staatliche Leben der Menschen ausgelegt und Beispiele und Erzählungen moralischen Inhalts, wie die Bürgerschaft, Lucretia und Sextus Tarquinius, die treuen Jakobsbrüder, oder wie Dionysius, über dessen Haupte an einem Haar ein Schwert schwebt &c. &c., werden in reicher Fülle geboten.

Die Vorliebe für Lehre im Gewande der Allegorie zeigt auch das in der bereits mehrfach erwähnten livländischen Sammlung aufbewahrte Gedicht von der Bedeutung der Farben in der Liebe², das einen Stoff, die Farbensymbolik, verarbeitet, der im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert allgemein beliebt war und sich in Liedern, Fastnachtsspielen und Meistergesängen Deutschlands vorfindet, wie sich denn dasselbe Gedicht in einer Sammlung niederdeutscher Dichtungen in Wien wiederholt. Indem mehrere in ver-

¹ Meister Stephans Schachbuch. Ein mittelniederdeutsches Gedicht des vierzehnten Jahrhunderts. Theil I, Text. 1883. Theil II, Glossar, herausgegeben von Dr. W. Schlüter (Verhandlungen der gelehrten estnischen Gesellschaft zu Dorpat. Bd. XI u. XIV).

² Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Jahrg. 1882. VIII. Farbendutung, herausg. v. W. Seelmann. p. 73 ff.

schiedene Farben gekleidete Frauen an den Dichter, der von sehn-suchtsvoller Liebe ins Freie getrieben ist, herantreten, wird dieser im Gespräch über die Pflichten und Eigenschaften eines getreuen Liebhabers belehrt. Die braungekleidete «Swich jummermer», «der Vrauden anegeyn» in grünem Gewande, «Hopen vor truren» in Weiss, «de Lene entzunde» in Roth und die in Blau gekleidete «Twiele nummer nicht» geben ihm die ihren Farben entsprechenden Lehren, welche ihren Inhalt in den künstlichen Namen der einzelnen Frauengestalten ausgeprägt haben. Die Hoffnung z. B., an welcher «alle salde ligt» und «dar van syk minne entzundet» wird in folgenden Versen gepriesen:

Hopen ys vor troren gud,
 Hopen geuet hogen mud,
 Hopen leyt vortriuen kan,
 Van hopen junget wol eyn man.
 Wat dar twiuel voget pin,
 Dat bringet hopen weder ju.
 Manich moste steruen,
 Hopede he nicht to irweruen,
 Dat yd beter worde.
 Hopen nympt alle borden,
 De dar nemant kan entladen.
 Des hope du ane allen schaden! &c.

Nachdem der Dichter, der sich schon hoch erhoben gefühlt, von einer schwarz gekleideten Frau an einen Block geschmiedet und Qualen und Schmerzen unterworfen worden, diese aber standhaft im Gedenken an seine Geliebte überwunden hat, ruft er am Schluss aus:

Myne truwe volget or alleyne
 Vor allen vrauwen ys se here.
 Yk wil nemandes sin wen ere.
 God geue or suluen suten segen
 Unde dusent engele, de or plegen.

So tritt uns hier eine allegorisch-didaktische Dichtung entgegen, welche, wie im Mittelalter so häufig, in der Gesprächsform abgefasst ist, wie auch Wackernagel sagt: «In der Mehrzahl der Fälle jedoch bleibt die Allegorie bei der einfachsten Zurüstung stehen, bei einem Spaziergang oder Traum des Dichters und Gesprächen, die er so mit der Minne oder anderen Personificationen führt.» Denselben Charakter tragen noch zwei andere Dichtungen der livländischen

Sammlung an sich, so dass die baltische Literaturgeschichte noch mehr Beispiele für diese in Deutschland beliebte Form bietet, und zwar in dem «Gespräch über Glück oder Unglück der Liebe» und in des «Minners Anklagen». — In ersterem Gedichte eilt der Dichter, der seinem «leyde orloff gaff», hinaus in die vom Frühlingshauch erwachte Natur. Da sieht er eine weite, grosse Linde:

vnder der linden eyn borne vlot,
an demselben treffen zwei Frauen, in welchen der Liebe Lust und Leid personificirt erscheint, zusammen, deren Gespräch er belauscht. Sie bereden sich, ob es besser sei, mit oder ohne Minne zu leben, da die Liebe reiche Freuden, aber auch tiefe Schmerzen, süsßes Gedenken, aber auch seh nende Klage bringe. Das Gespräch wird abgebrochen, als der Dichter hervortritt, den eine der Frauen, «de wunnenber», die für die Minne gesprochen, auf den rechten Weg weist, ohne jedoch in seinem Liebesleide ihm alle Zweifel zu benehmen, denn:

dat my dat scheyden no wart kund
dat klage yk gode yk arme man
want yk noch alle tyd mud erre gan.

Deutlicher tritt die Personification in «Des Minners Anklagen»¹ hervor. Hier beschuldigt ein unglücklich Liebender Schönheit und Liebe, sein Leid verschuldet zu haben; diese weisen seine Vorwürfe zurück, gerathen aber darüber selbst in Streit, so dass der Liebende sie versöhnen muss: er bittet sie darauf, sie möchten ihm die Gegenliebe seiner «vrauwe», deren «robinroter mund» allein ihn trösten könne, erwirken. Als die Liebe jedoch sie gleiche Liebes schmerzen erdulden lassen will, da erklärt er lieber sterben zu wollen, als dass sie, die Geliebte, Pein leide.

Se do my ovele ydder wal
Yk bin dat de or denen sal.

Diese spottet zuerst über die höfische Rede, die nicht ernst gemeint sei:

Werén de rede eyn brucke
He moste hebben gud gelucke,
De dar over solde gan.
Yk wolde uppe disse sijt lever stan.

Schliesslich aber erweicht, nimmt sie ihn in ihren Dienst, wofür

¹ Ein Bruchstück in Oesterley a. a. O. Vollständig abgedruckt in Denkmäler Altdeutscher Dichtkunst von Johann Joachim Eschenburg. Bremen 1799. p. 257 ff.

² Jahrb. d.-V. f. nd. Sprachf. VIII, p. 42 ff. herausgeg. von W. Seelmann.

sie von der «steticheyt» getadelt wird. Auf die Entschuldigung des Klägers aber und auf das Geständnis der Herrin hin:

De levē quam so crefftlich,
Yk mochte myd nichte weren mich,
Se vurde in banden my dar hin,
Dar yk noch gevangen bin.

bekennt die Beständigkeit, dass sie Unrecht gehabt. Mit einem Lobe des Klägers «wo wal dat steticheyt vrauwen syret» endigt das Gedicht:

Yk endarff nenes paradises mere,
Men dat my salde noch beschere,
Dat my vorbrinne ore roter munt.
So leve yk iummer wal gesunt.
Roret my des mundes suticheyt,
So sterve yk nummer uff mynen eyt.

W. Seelmann, welcher das Gedicht in dem Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung vom Jahre 1882 herausgegeben hat, weist auf ähnliche Dichtungen Deutschlands hin, unter anderen auf «die Minne vor Gericht» und «wie die Liebe und die Schöne mit einander kriegen», von Peter Suchenwirt, indem er zugleich betont, dass die Aehnlichkeiten, welche sich in diesen Dichtungen finden, aus derselben Geschmacksrichtung hervorgegangen seien und durchaus nicht die Annahme begründeten, dass irgend ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen ihnen stattfinde. Dass aber eine Einwirkung Suchenwirts auf unsere Dichtung möglich gewesen und vielleicht stattgefunden hat, könnte aus den Beziehungen dieses Dichters zu Livland geschlossen werden.

Einen von der Poesie weit abliegenden Stoff, welcher in der schmeichlerischen Verherrlichung der Gelegenheitsdichtung des siebzehnten Jahrhunderts ähnelt, behandeln die Wappendichter, welche gereimte Wappenbeschreibungen mit poetischen Lob- und Ehrenreden verknüpften. «Die Herolde», sagt Theodor Hirsch¹, «bildeten in dieser Zeit des prunksüchtigen Ritterthums einen wichtigen und geachteten Stand, die keinem Fürstenhofe, nicht einmal im heidnischen Littauen, fehlten, und zwar bedurfte jeder Hof in der Regel einer ganzen Anzahl derselben, die, durch besondere Tracht und Embleme ausgezeichnet, in einer zunftartigen Verbindung lebten, deren Haupt der Wappenkönig war, und in welcher es ausser den Herolden noch sogenannte Wappenkündiger oder Perse-

¹ *Script. Rer. Pruss.* II, p. 450.

vanten (Poursuivans) gab, welche sich zu künftigen Herolden ausbildeten, und Läufer oder Boten, welche als Lehrlinge zu betrachten sind. Neben diplomatischen Sendungen, zu denen sie häufig verwendet wurden, war ihnen die Aufsicht über die ritterlichen Spiele und Feste und die Aufrechterhaltung der Gesetze ritterlicher Courtoisie und der Waffenetikette anvertraut, wofür unter anderem eine genaue Bekanntschaft mit den turnierfähigen Familien und ihren Wappen gefordert wurde. In ausgedehnterer Weise wird man am Ordenshofe zu Marienburg solche Kenntniss verlangt haben, da hier der Adel von ganz Europa zusammenströmte, und wird daher vielleicht nirgends in deutschen Landen die mit solchen Kenntnissen ausgestatteten Herolde höher geachtet haben, als hier, wo, wie Wigand (von Marburg) selbst erzählt, 1381 ein ausländischer Persevant zum Ritter geschlagen wurde.» Dass dieser Stand und somit die Heroldsdichtung auch Vertreter in Livland gefunden, ist bei der Zusammengehörigkeit des Ordens durchaus wahrscheinlich; einer der berühmtesten, der oben erwähnte Peter Suchenwirt¹ aus Oesterreich, welcher in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts lebte, hat jedenfalls den Boden Livlands betreten. Sein Gewerbe als fahrender Sänger führte ihn an die Höfe der Fürsten, in die Burgen der Edlen und in die Häuser reicher Bürger weit herum, und nachweisbar ist er mit dem Herzog Albrecht III. nach Königsberg durch Samogitien gezogen, da er von dessen Preussenfahrt als Augenzeuge redet². Aber noch weiter nach Norden hat ihn das Schicksal geführt, denn nicht nur dass er uns in seinen Ehrenreden auf Friedrich von Chreutzpeck und Hans von Traun Thaten mit einiger Localkenntnis schildert, welche diese von Livland aus gegen die Russen in Kriegszügen ausgeführt haben, deren keine Chronik Erwähnung thut und die doch nicht als dichterische Erfindung von der Hand zu weisen sind, sondern er hebt auch selbst in dem Liede³ «Von tzwain pabsten» seine Kenntniss Livlands hervor, indem er singt:

Dy lant di sind mir wol bechant
 von Leyfflant in Tuschkane,
 Von dem Rein in Ungerlant,
 die sind mit pabst Vrbane.

¹ K. H. v. Busse, Peter Suchenwirts Sagen über Livland mit Anmerkungen, in den Livl. Mitth. Riga 1845. III, p. 5—21.

² *Script. Rer. Pruss.* II, p. 161.

³ Ph. Wackernagel. Das deutsche Kirchenlied II, p. 473. Vers 16.

Von höherem poetischen Werthe als die allegorischen Lehrgedichte und die Gnomik¹, die nicht nur in diesem Zeitraum, sondern ununterbrochen geblüht hat, sind die epischen Dichtungen dieser Periode, welche sich, von der in prosaischer niederdeutscher Umarbeitung erhaltenen Reimchronik des Bartholomeus Hoenecke, eines Priesterbruders im Ordensschlosse Weissenstein, abgesehen, leider auf nur wenige Erzählungen und Novellen beschränkt, die uns durch Johannes in der livländischen Sammlung erhalten sind. Selbständigkeit können diese allerdings nicht beanspruchen, sie sind der mittelhochdeutschen Dichtung entlehnt oder führen auf eine französische Quelle zurück. So hat eine freie Bearbeitung eines französischen Gedichts ein Nachdichter in der niederdeutschen Epopoe «Flos und Blankflos»², d. h. Rose und Lilie, gegeben; nach dem Gedächtnis, scheint es, hat er seinen kurzen, doch vollständigen Ueberblick ausgearbeitet, indem er nur die hauptsächlichsten Scenen der Liebesgeschichte in einer einfachen und knappen Erzählung zu schildern versucht. Die Verbreitung, welche dieser Stoff gefunden, ist eine weite; nachweisbar byzantinischen Ursprungs, ist derselbe dem Westen durch die Kreuzzüge vermittelt worden und darauf in die verschiedenen Literaturen gedrungen. Nach dem *Filocopo*, diesem Romane Giovanni Boccaccios, wurde Florio und Biancefora übersetzt, nach Ruprecht von Orben, einer französischen Quelle, dichtete Konrad von Fleck aus Schwaben oder aus der Schweiz sein Gedicht Flore und Blanschefur, und im späteren Mittelalter entstanden niederdeutsche Uebertragungen, die sich in mehreren Handschriften finden, zu Stockholm, zu Wolfenbüttel und in der livländischen Sammlung in Berlin. Es ist auch eine duftig zarte Blüthe der mittelalterlichen Minnepoesie, diese Liebe zwischen den nach Blumen — «Rose und Lilie» genannten Kindern, eine Liebe, die alle Anfechtung und Gefahr überwindet und die mit ihnen wächst und um so glühender wird, je mehr Hindernisse sich dem Königssohne Flos in seiner tiefen Neigung zur Tochter der kriegersfangenen Sklavin entgegenstellen. Und als er Blankflos in den

¹ Leider ist die Arbeit über die Spruchdichtung, deren Th. Schiemaum in den livl. Mittheilungen XIII, Heft IV, p. 494 (Altlivländische Dichtungen) erwähnt, nicht erschienen. In Erwartung derselben stellte ich mein Sammeln gnomischer Gedichte ein, so dass nun meine Uebersicht in dieser Hinsicht unvollständig bleibt.

² J. J. Eschenburg, a. a. O. p. 211 ff. Flos und Blankflos, herausgeg. von Steph. Waetzoldt. (Niederd. Denkm. 3.) Bremen 1880. H. Herzog: Die beiden Sagenkreise von Flore und Blanschefur. Germania XXIX, p. 137—229.

Orient, wohin sie verkauft worden, gefolgt ist und in einem Korbe voller Rosen in den Thurm, in dem sie gefangen gehalten wird, getragen ist,

dar leden se brust tegen brust
vnd leff van leue wart gekust,

und ihnen hier nach der Entdeckung Tod und Untergang droht, da verschmäht er es, sich durch den Zauberring zu schützen, sondern in edlem Wettstreit will jeder das Leben des anderen retten, so dass das Volk über ihre Treue gerührt in Thränen ausbricht und selbst der grausame König von Babylon von Mitleid bewegt seinen Zorn vergisst.

Gleichfalls auf eine französische Quelle, deren Zwischenglied ein hochdeutsches Gedicht bildet, führt die poetische Erzählung «Die Frauentreue»¹ zurück. Die weite Verbreitung von Frankreich bis zur Ostsee, welche das Gedicht gefunden, sowie die Uebersetzung ins Niederdeutsche ist ein Beweis für die Beliebtheit des Stoffes, der uns moderne Leser allerdings durch specifisch mittelalterlichen Geist eigenthümlich berührt. Ein Ritter kommt einst in eine fremde Stadt, und da sein Sinn nach Abenteuern und Frauen dienst steht, erkundigt er sich bei dem einzigen ihm bekannten Bürger nach der schönsten Frau, um derentwillen er tjustiren will. Als solche erkennt er die Frau dieses Bürgers:

se druch har vff dem houede goldegelik
dar vppe eyne binden erentrik
ore mund de stund in rosen var
rechte sam de rosen dar
gestrowet weren in rode
dat brachte den helt in node
to den syden smal to mate lang
se hedde eynen weydeliken gang.

In dem ihr zu Ehren ausgerufenen Turnier reitet der Ritter nur im seidenen Hemde gegen seine Gegner und wird von einem «dummen», d. h. Unerfahrenen, schwer durch eine Lanzenspitze, die abbricht und in seiner Seite stecken bleibt, verwundet. Niemand soll dieselbe ausziehen, als die Urheberin seiner Wunde; sie weigert sich aber, bis sie vom Manne selbst beredet wird, es zu thun:

de vrauwe syk nicht mer werde
se hoff syk vppe de verde

¹ J. J. Eschenburg, a. a. O. p. 265—274. Oesterley, a. a. O. p. 37 f. F. H. v. d. Hagen, Gesamttabenteuer III, p. 719.

do se aldar quam
 de ritter was eyn vroman
 do he se sach in sulker wise
 ome duchte he were in dem paradise.

Darauf wird der Ritter

in korter stund

myd saluen heyl vnd wal gesund,

die Wunde seines Herzens aber ist unheilbar und von der Leidenschaft fortgerissen, schliesst er die Geliebte einst, als die Gelegenheit sich bietet, in seine Arme. Da bricht die Wunde aufs neue auf und todt sinkt er nieder. Bei der Todtenmesse in der Kirche ist die von der Liebe des Ritters mächtig ergriffene Frau zugegen, um ihm Seelopfer zu bringen. Damit bricht das niederdeutsche Fragment ab, der Schluss der hochdeutschen Fassung¹ aber berichtet, dass sie von Schmerz und Liebe überwunden todt über den Leichnam hinsinkt und dass ein gemeinsames Grab die Liebenden umschliesst.

Ritterlich höfische Aufopferung und minnigliche Gesinnung sind hier gefeiert, oft waltet aber das heitere Element in der poetischen Erzählung vor; Scherz, Frivolität, ja Rohheit treiben ihr Spiel, und muthwillige und leichtsinnige Liebesabenteuer, oft leichtfertig bis zu Unsittlichkeit, Schwänke, satirische Angriffe der Stände ziehen im bunten Gemisch in der Novellenliteratur der Zeit an uns vorüber. Ein etwas freies Liebesabenteuer bietet uns die livländische Sammlung in der Novelle «de truwe maged» oder «Studentenglück»², einer Dichtung, die, selbständiger als die vorhergehenden, wol aus gemeinsamer Ueberlieferung geflossen mit Lefontaines *contes* und Boccaccios *Decamerone*³, manches Aehnliche bietet, jedoch unabhängig von jeder hochdeutschen Vorlage, sichtlich mit eigenenthümlicher Ausführung gedichtet ist. Ein fahrender Schüler, der, zugleich der freien Künste und des ritterlichen Frauendienstes beflissen, nach Paris reist, verirrt sich in einem Walde und wendet sich wie allabendlich, so auch jetzt, da «de sunne ging to golde», an St. Gertrud mit seinem Gebet um gute Herberge:

eija, junkvrauwe sunte Gertrud,
 do mi guder herberge kund,
 dat ik beholde mine sunt.

¹ F. H. v. d. Hagen, a. a. O. p. 257.

² J. J. Eschenburg, a. a. O. p. 231—254. Oesterley, a. a. O. 37. F. H. v. d. Hagen, a. a. O. II, p. 309.

³ Vgl. Boccaccio 2. Tag, 2. Geschichte: Das Gebet des heil. Julian und J. de la Fontaine: L'oraison de saint Julien.

Diese wird ihm auch in einem einsamen Landhause des Waldes, wo er in den Armen der schönen Wirthin die schönste Herberge findet. Da kehrt der Mann mit seinen beiden Schwägern unvermuthet zurück, und die Magd, sorglich bemüht, eine Entdeckung zu verhüten, steckt eine nebenstehende Scheune in Brand «to jodute, hude und jummer mer» schreiend, worauf alle hinauseilen und sie Zeit gewinnt, die Liebenden zu wecken. Eigenthümlich fügt sich der Schluss zum freien Inhalt, wenn der Dichter sagt:

des bidde wi alle den leve(n) God
 und de edelen vrïen,
 de milden moder Mariën,
 dat uns nummer werde schin
 der ewigen hellen pin,
 und wan wi komen an den dach,
 dar sik nein man vorbergen mach,
 he enmute vor gerichte gan,
 dat wi an truwen vaste stan,
 als disse maged orer vr[a]uwen
 was an oren denste truwen. &c.

Bei Eschenburg sind als Eingang zu dieser Erzählung die in der Handschrift unmittelbar vorangehenden Verszeilen abgedruckt, welche jedoch in gar keinem Zusammenhange mit dem Inhalte der Dichtung stehen, so dass man diese nur als alleinstehendes, selbständiges Gedicht fassen kann, wie das auch F. H. von der Hagen¹ thut. Die allegorische Dichtung «Die beiden Rosen» führt in einem Bilde voller Poesie aus, wie das Leben mit seinen Stürmen den Blütenstaub des weiblichen Gemüths abstreift und edle Weiblichkeit sich gegen alles Unreine der Aussenwelt abschliesst. In einem worte-hou, einem Garten, erblickt der Dichter einen Rosenstock, enen poten:

dar was uth gesproten
 eyn rose de was fin
 dat neyn schoner mochte sin.

Beim Sonnenschein stand diese Rose
 minnichliken vpgesloten
 dat he syk moste vrauwen
 de se mochte schauwen,

doch wenn sich die Sonne verlor, schloss sie sich und weder Regen

¹ a. a. O. II, 688.

noch Sturm konnten ihr schaden. Auf einem anderen Zweige sass
 «en ander rose, de ok schone was». Doch allezeit stand sie offen:
 se syk nicht tosluten wolde
 so se to rechte solde
 dar na en bose daw als yk sagen wil
 vor myddest yn de rosen vil,
 und vom Nachtthau verdirbt sie:
 das hedde er neyn nod gedan
 hedde se togesloten stan.

Während Niederdeutschland, welches sich von der Pflege der höfischen Poesie abwand, die der mittelhochdeutschen ihre Blüthe verlieh, arm an selbständigen und besseren Werken auf dem Gebiete der Epik und Kunstlyrik ist, tritt es auf dem Gebiete der Dramatik, die sich gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts immer reichlicher entwickelte, und auf dem der Volkslyrik ebenbürtig neben Oberdeutschland. Besonders das Fastnachtsspiel¹ hat eine weite Verbreitung gefunden, denn «im Bürgerthum» hat die Fastnacht ihre eigentliche Begründung, und die grossen Städte widmeten ihr den beharrlichsten Cultus². «In der Zeit vor den langen Fasten, die dem Osterfeste vorangingen,» sagt W. Wackernagel, «brauste das Volk gegen die Hemmung, welche die Kirche gebaut, noch zuletzt wild und lärmend an mit Maskeraden und Mummereien, mit Scherzreimen und kurzweiligen Spässen, mit dem Schwertreigen und anderen Tänzen», unter denen namentlich das «schodüvel lopen», das oberdeutsche «Schembartlaufen» beliebt war; es waren dies Ueberreste der alten heidnischen Lustbarkeiten, mit denen das Volk einst den Frühlingsanfang gefeiert und die sich ja in einzelnen Gebräuchen, wie der üblichen Maskerade, den Heetweggen, unseren Fastnachtskuckeln &c. bis in die Neuzeit erhalten. Auch den Städten Livlands war diese Feier eigen, und interessant ist es, dass noch im Jahre 1548 in Pernau die Verkleidungen vom Comtur und Rath als heidnischer Teufelsgebrauch bei einer Strafe von sechs Thalern für jeden Erwachsenen verboten wurden; unmündige Kinder aber, denen die Eltern «den Zaum zu lang werden lassen» und die sie nicht selbst bestrafen wollten, sollten von dem sie in ihrem Unfuge betreffenden Rathsdienere gezüchtigt werden. Am «fastelavend» eilten die jungen Burschen in allerlei Gestalten ver-

¹ Vgl. K. Th. Gaedertz, Das niederdeutsche Schauspiel, Bd. I u. II. Berlin 1844 u. W. Seelmann, Mittelniederdeutsche Fastnachtspiele. Nord. u. Leipz. 1885.

² Scherer, Literaturgeschichte, p. 250.

kleidet durch die Stadt, und was etwa Anstössiges oder Lächerliches das Jahr entlang am Ort sich zugetragen, oft aber auch freie Erfindung wurde in Dialogen und Monologen vorgetragen. Kam es nun den Fastnachtspielern, den «boven», wie sie genannt wurden, darauf an, Ehre vor den Zuschauern, etwa den Rathsfamilien oder Aemtern, einzulegen, so übten sie sich kunstvollere Ausarbeitungen ein, und so entstanden kleine Dramen, Fastnachtspiele, an denen man solches Gefallen fand, dass solche Aufführungen ständiger Bestandtheil der Fastnachtfeier wurden. Derartige niederdeutsche Aufführungen sind in Lübeck nachgewiesener Massen von der dortigen geschlossenen adeligen Corporation, den Zirkelbrüdern¹ veranstaltet worden, wahrscheinlich sind sie aber auch für andere Städte, so für Riga und Reval. Auf der Rückseite eines revaler Briefentwurfs vom 13. Mai 1430, der sich im Stadtarchiv zu Reval in einem Kasten, welcher die Aufschrift 1415—28 trägt, befand, ist von derselben Hand das Fastnachtspiel «Das Glücksrad»² geschrieben. Nach Koppmanns Angabe in der «Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte» gehörte dazu eine Zeichnung, ein Rad darstellend, in dessen Centrum man sich nach den hingeschriebenen Worten die Gestalt einer Frau, der «eventure» zu denken hätte, mit deren Worten:

Ik bin dat blinde wilde eventure
na deme suten geve ik dat sure

die Dichtung beginnt. Die im späteren Mittelalter allbeliebte Allegorie vom Glücksrade «mit seinen vier Phasen, dem zunehmenden Glücke, dem Gipfelpunkte desselben, der Abnahme und dem tiefsten Falle» ist dem Spiele zu Grunde gelegt, eine Allegorie, die, im Jahre 1441 vom alten Hansz Dersau³ bearbeitet, auch in der Zirkelgesellschaft zu Lübeck zur Darstellung gekommen ist. Hierdurch wird die Annahme⁴, dass man es nur mit Bildersprüchen zu einem grossen Wand- oder Deckengemälde zu thun habe, zweifelhaft, denn über die scenische Technik, welche «dat lucke radt» in Lübeck erforderte, wissen wir nichts, sind vielmehr berechtigt anzunehmen, dass bei der damaligen Einfachheit des scenischen Apparats — es wurde auf ebenem Boden gespielt — gleichfalls ein das Glücksrad darstellendes Bild verwerthet wurde. Gegen eine dramatische Darstellung brauchen so nicht die Worte: «Merket unde

¹ Goedeke, Grundriss. 2. Auflage, Bd. I, 476.

² Bei W. Seelmann: Mittelnd. Fastnachtspiele, abgedruckt.

³ Goedeke, a. a. O. Nr. 11.

⁴ W. Seelmann, a. a. O.

seet hiir wunder, wat it eventur werket hir under» und «Hiir ligge ik arman under» zu sprechen, wie ja auch das in einem erhaltenen hochdeutschen Fastnachtspiele¹ der Fall ist, wo die Scene mit den Worten gegeben ist: «Hie geht ein das Glucksrat und des fürsten figur stet oben und des messias unden &c. Hat Scherer mit seiner Anschauung Recht, dass es ein Fastnachtspiel, wogegen als einziger Grund vielleicht die Kürze angeführt werden kann, so hätte die revaler Dichtung die grosse Bedeutung, dass es eins der ältesten aller erhaltenen Fastnachtspiele wäre. In der Form der Wechselrede traten die eventure und die vom Glück Begünstigten oder Verlassenen hervor, indem auf die Worte derselben stets Strophen der Warnung und des Trostes folgen. So warnen den auf dem Gipfel des Glücks Stehenden die Worte:

Merket unde seet hiir wunder
 Wat it eventur werket hir under;
 De nu weldich is unde ryk
 It mach em vallen wunderlik,

so trösten sie den Niedergesunkenen:

Al bistu d . . k under gevallen,
 Du bist de sekerste van en allen.
 Wes duldich in dime armode,
 It is de wech to dem ewigen Gode.

Die nahe Beziehung zwischen der Dramatik und den Bildersprüchen, welche zu Gemälden und Zeichnungen, wie z. B. das Glücksrad, die Erläuterung geben, liegt auch sonst noch vor. Auf dramatischer Grundlage beruhen so die Todtentänze, deren bildliche Darstellung vielleicht direct aus ursprünglich scenischen hervorgegangen ist und den Zweck hat, nur eindringlicher den mahnenden Eindruck dramatischer Aufzüge, wie ihn H. Sachs noch im sechzehnten Jahrhundert mit seinem Drama «Der Tod, das Ende aller Ding» hervorgerufen will, durch Gemälde zu verstärken. Die Gestalt des Todes, welcher ohne Unterschied die Repräsentanten aller Stände mitten aus dem Lebensgenuss gleichsam in raschem Tanze mit sich fortreisst, ruft der durch die verheerenden Seuchen erschütterten Menschheit sein *memento mori* zu, sie von der unbändigen Ausgelassenheit und Genusssucht zur Reue und Busse führend. Nachweislich seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts wurden an verschiedenen Orten Deutschlands, Frankreichs, Englands* &c. in den Kirchen

¹ Bibl. des Liter.-Vereins in Stuttgart. Keller, Fastnachtspiele I, p. 176.

Wandgemälde ausgeführt, welche uns den Knochenmann und seine Opfer zeigen und welche meist mit erläuternden Versen begleitet sind. Diese Dichtungsart, deren poetischer Werth allerdings sehr hinter den bildlichen zurücktritt, zumal seit der jüngere Hans Holbein mit Meisterhand sich dieses Vorwurfs bemächtigte, ward durch Druck, Holzschnitt und Kupferstich weit verbreitet und erstreckte sich sicher bis in unsere Heimat. Wenn in einem lübecker Druck vom Jahre 1496 «de godes ritter» als ein Opfer des Todes gezeichnet vorliegt¹, so muss schon das naheliegende Interesse die Kenntnis dieser Ausführung als vorhanden annehmen. Der vom Tode erfasste Ordensmeister rühmt sich:

Ock hethe wy de crutzeleren al dudeschen lant dorch und ok in
Prussen,

dorch Liflant, Lettowen, Polen wente an de Russen.

Godes rittere des dudeschen ordens sy wy ock genant.

Och hadde ik den orden recht geholden, so were myn staet und
levent wol bewant.

Doch der Tod kennt kein Erbarmen, sondern ihn mit fortführend wirft er dem Orden mit satirischem Hohn die Sünden und Laster vor:

de orden is nicht inghesath umme iuwen swalch, laddichgant und
freterie

ock nicht umme iuwe giricheyt und hovardie.

Gode und Marien hebbe gy ghesworen eyenen eed,

darumme dat crutze uf iuwen klede steyt.

dat is mannich tiranne, van den is dyt gesecht,

und nicht von dy und dynen broderen, synt gy in iuwen saken recht.

Ausser der muthmasslichen Kenntnis dieses den Ordensstaat Livland mit treffenden Todtentanzes bewahrt Reval in den Mauern der St. Nicolaikirche² als seltenen Schatz eine bildliche Darstellung eines solchen, die nur leider im Lauf der Zeiten theilweise zu Grunde gegangen, so dass nur die «Todtengestalt, welche die Flöte spielend als Reigenführer zum Tanz auffordert, dann wieder ein Tod und der Papst, ferner Kaiser, Kaiserin, Cardinal, König und jedesmal dazwischen der Tod» erhalten sind. Auch die zu diesen gehörigen niederdeutschen Unterschriften in Versen sind leider an manchen Stellen unleserlich geworden. Fr. Amelung³ setzt die Ent-

¹ Vgl. *Script. Rer. Pruss.* II, p. 177 f.

² G. v. Hansen, *Die Kirchen und ehemaligen Klöster Revals.* Reval 1885. p. 39 ff.

³ F. Amelung, *Revaler Alterthümer.* Reval 1884. p. 47.

stehung des Gemäldes in das Jahr 1600, wogegen G. von Hansen mit Recht die Frage thut, ob «die auf keinem anderen Todtentanze vorkommenden Verse auch so später Zeit angehören», daher er denn das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts als Entstehungszeit annimmt. Der demokratische Grundgedanke, dass der Tod eine Macht, vor der Jeder dem Anderen gleich, tritt wie bei allen Todtentanzgedichten hier in gleicher Weise hervor:

To dussen dantse rope ik al gemene
 Pawes, keiser vnde alle creature
 Arm ryke groet vnde kleine
 Tredet vort went ju en helpt nen truren.

Alle, der Papst, der an Gottes Stelle gestanden, der Kaiser, hogest van machte sunder gelike, die Kaiserin, der Cardinal &c., alle müssen dem Reigen folgen und allen gilt die Warnung:

Men dencket wol in aller tyd
 Dat gy gude werke myt in bringen
 Vnde iuwer sunden werden quyd
 Went jy moten na myner pypen springen.

Wenn auch Livland die breite Basis eines deutschen indigenen Volksthum, des eigentlichen Trägers der Volkspoesie, fehlte, mit den hinüberströmenden Deutschen zogen die ihnen liebgewordenen Lieder und Sagen und fanden, wenn auch nicht in so grossem Kreise, ihre Verbreitung. Zudem drangen Fahrende und Bänkelsänger, Landsknechte und Reuter, Handwerksburschen und Schüler, überhaupt die Vaganten der Zeit, die Bewahrer und Umträger der lyrischen Volkspoesie, vor, soweit die deutsche Zunge reichte, und sie sind es, deren Weisen auf den Strassen und vor den Häusern in Stadt und Land erklangen. Von dem nach- und mitsingenden Volke immer in neue Abänderungen und oft Entstellungen gegossen, erscholl das Volkslied vom Rhein bis nach Ungarn, von den Alpen bis an die Ostsee, und so begegnen uns dieselben Lieder und Motive, Eigenthum des gesammten deutschen Volkes, in ober- und niederdeutscher Fassung. Das bekannte Lied von den zwei Königskindern z. B., das verbreitetste germanische Volkslied, wurde gesungen in Ostfriesland und Littauen, in Flandern und Dänemark und Schweden, und wol auch in Livland erklangen die noch jetzt in Norddeutschland heimischen Verse¹

Daer weren twe KönigsKinder,
 De hadden enander to leef;

¹ Vgl. Niederdeutsches Liederbuch mit Melodien.

Bi enander kunnen se nich kamen

Dat water was veles to deep.

Aber auch selbständige, auf livländischem Boden entsprossene Volkslieder besitzen wir, und wie sollte auch das Lied gefehlt haben, da, wenn auch nicht alle, so doch viele Bedingungen zum Aufblühen desselben vorhanden waren. «Der Gegensatz zwischen Orden und Geistlichkeit,» sagt Th. Schiemann¹, «zwischen Stadt und Adel, die Fährlichkeiten der See in Krieg und Frieden, die Poesie des Meeres und Waldes, sie wirkten auch hier auf einen Menschenschlag deutschen Geblütes, dem von jeher nachgesagt wurde, dass er mit geistigen Gaben reich begnadet sei. Und da sollte das Lied gefehlt haben?» Das sechzehnte Jahrhundert, die Blüthezeit des deutschen Volksliedes, ist besonders reich an Zeugnissen volksmässigen Gesanges, aber auch für die frühere Zeit liegen solche vor. Mit die ältesten Volkslieder sind diejenigen, die sich als Trink- oder Schlemmerlieder an die Tage ausgelassener Lust- und Festlichkeit anknüpfen, und so wenig die Feste im baltischen Lande gefehlt haben, so wenig auch die Lieder. In den ältesten Schragen² der Gesellschaft der Schwarzenhäupter zu Riga vom Jahre 1416 lesen wir: «Item de schaffers, de dar schaffen vp sunte mertens dach, de scollen hebben yn sunte mertens auende dre tortytzen (Fackeln), elk (jede) van enen markpunt wasses, dar men sunte mertens loff by synget», wie auch im deutschen Mutterlande Martinslieder gerade nicht ernsthaften Inhalts erklangen. Eben so wenig werden die Fastnachtslieder gefehlt haben. Die älteren Männer fanden sich, während die jüngeren verkleidet die Stadt durcheilten, mit oder ohne ihre Frauen zu Gelagen zusammen, die vornehmsten in dem Weinstüblein des Raths, die Angehörigen der Aemter in den Gildenstuben, und hier erschollen dann gleichfalls in ausgelassener Fröhlichkeit gesellige Lieder. Von all diesen haben sich aus dem fünfzehnten Jahrhundert nur einige wenige Liebeslieder volksthümlichen Charakters erhalten, und zwar nach der bereits erwähnten revaler Handschrift, aus der Ed. Pabst in seiner Abhandlung «über das alte auf unsere Undeutschen gedichtete Liedlein» die Anfänge mittheilt, während sie in vollständiger Abschrift in seiner Handschriftensammlung vorhanden sind. Die nahe Beziehung zu Deutschland tritt in diesen Liedern sichtlich hervor. So bietet das eine verschiedene Anklänge an allgemein bekannte

¹ Livl. Mitth. XIII, Heft 4.

² *Monumenta Livon. antiqu.* IV, CCXVII.

und gesungene Volkslieder der Zeit. Ein dem fünfzehnten Jahrhundert angehöriges Ständchen, «das eine Mondnacht darstellt, an deren Himmel zerrissene Wolken mit Regenschauern einherziehen, ein Bild des beunruhigten Gemüthes des zum Scheiden von der Geliebten genöthigten Jünglings», stimmt, abgesehen von den beiden ersten Verszeilen, welche den Anfang eines im fünfzehnten Jahrhundert weit verbreiteten Tageliedes geben, in Strophe eins und zwei überein, während die dritte Strophe einem Bergreihen nachklingt:

1. Die Sonne steht im Osten,
Der Mond hat sich unterthan,
Ich leide grosse Schmerzen
Von diesem Winter kalt,
Vom Reif und von dem Regen
Und vom kalten Schnee;
Reicher Gott, wo soll ich mich hinkehren,
Dass ich mein Feinslieb seh?
2. Die Schönste will mich lehren,
Wie ich ihr dienen soll
In Züchten und in Ehren;
Das weiss sie ja gar wohl,
Was heimliche Liebe bringet.
Wer sich seines Buhlen thut rühmen,
Der hat weder Preis noch Ehr.
3. In meines Buhlen Garten
Da stehn drei Bäumelein,
Das eine trägt Muskatén,
Das andere Nägelein.
Das dritte Vergissnichtmein.
Wär ich bei meinem Buhlen,
Wie könnte mir besser sein.

Schwerer sind für die beiden anderen Lieder die Beziehungen zu geben. Das eine

Ick wyl my suluen trosten
vn wessenn wol gemeyt

behandelt das oft variierte Thema der treulosen Geliebten,

de jn der leve swevet
recht szo de kolde wynt.

Der Liebende jedoch vermag ihr nicht zu zürnen, sondern vergiebt ihr, da er das Gefühl eigener Schuld empfindet:

dat ys myn egen schult
 noch wyl jek et er vorgefen
 vn weszen er van herten holt.

Von der Hand eines Anderen, welcher das Unsichere der Herrenhuld und Frauenliebe erfahren und mit satirischer Resignation ihnen gegenüber steht, scheint dann der Schluss hinzugefügt:

Eyn yder man leue was he wyl
 dat rede jek openbar
 heren hulde vn fruwen leue
 het syck balde vme dan.

Etwas späterer Zeit¹ gehört das dritte Lied an, das mit vielen eingestreuten Fremdwörtern in eigenthümlicher Weise die Liebe als sucke, als Krankheit schildert. Der Dichter hat vieler Meister Bücher, den Galenus, Avicenna und Serapion, gelesen, in denen manche Krankheit und ihre Heilung myt cruder der arzetyen gelehrt wird, vergebens aber hat er nach der Heilung von einer schweren Krankheit geforscht, von welcher er befallen wurde, als er den Duft des Blümlein «Wolgemut» einsog, das wie die anderen folgenden Blumen oft im Volksliede bedeutungsvoll verwandt worden ist.

jek brack des krudes enen twel (Ast),
 dar an sso moste jek rucken;
 sso balde my de rocke uppert herte fel,
 bestunt my dussse sucke.

Jo lenck jo leuer stunt darby,
 dat brack jek hemlyek affe,
 sso fro (sobald) dat krut wort warm by my,
 bestunt my dussse plage.

Yck brack en krut vorget my nycht,
 yek mene dat solde my stercken,
 dat yss, dat my dat herte tobrecht,
 dat kan jek nu wol merckenn.

De sulfte cranckheydt hefft de macht,
 sse berovet my myne ssynnen,
 den slap benympt sse my de nacht
 vn dot gene rouwe gewinnen.

¹ Das ergibt sich aus der Erwähnung Avicennas und Serapions. Die Schriften des Ersteren erschienen in Uebersetzung 1493 und 1495 und seitdem öfter, ebenso wie die des jüngeren Serapion oder Ibn Serabi besonders im 15. Jahrhundert durch den Druck verbreitet wurden.

Heilung kann ihm werden, wenn er «en krudeken het syck awelan» zerreibt und mit «sselden ssen» und «myden» mischt, aber

Were jck verwunt bet in den dot
al fan der sulften sucke
vn hadde des krudes dussent lot
jck kondes nycht gebrucken,

denn einen zu bitteren Geschmack haben diese Kräuter; lieber meide man von vornherein die Liebe, die so viel Herzeleid bringt.

Für dasjenige, was ferner an Liedern oder Volkssagen in Livland lebendig gewesen, sind wir, wie so oft für die ältere Zeit, wieder nur auf Andeutungen, die ihr Vorhandensein ergeben, oder auf Vermuthungen angewiesen. Die nahe Beziehung, in der die Vitalienbrüder zur Geschichte Livlands gestanden, ihre Raubzüge, welche die Ostsee auf ein halbes Jahrhundert unsicher machten, das Bedrohen der Küsten des baltischen Landes, ihr Eindringen in Livland im Einverständnis mit dem Bischof Theoderich von Dorpat, die Kämpfe der vereinigten Hanseaten mussten die Sagenbildung hervorrufen und Lieder und Sagen von Störtebeker, Gödeke Michels und anderen Helden der «losen Partie» haben sicher in Livland nicht gefehlt. Leider sind sie, wie so vieles, verloren und verklungen, und «was an Erinnerungen haften mochte, das ging in dem grossen russischen Kriege des sechzehnten Jahrhunderts verloren, der nicht nur die Menschen, sondern in den acuten Leiden der Gegenwart auch die lebendige Erinnerung an eine wechsel- und reizvolle Vergangenheit todtschlug¹.» Nur einige Namen drängen sich zuweilen vor, ein Zeichen, dass Livland an der Bildung der Sagen Antheil gehabt, so wenn von der Höhle bei der Stubbenkammer auf Rügen² berichtet wird, dass in derselben ein vornehmes Fräulein aus Riga, welche Störtebeker kurz vor ihrer Vermählung bei einem Raubzuge nach Livland geraubt, eingeschlossen und eines schrecklichen Todes gestorben sei, da die Vitalienbrüder unterdessen ihren Untergang durch die Hamburger gefunden. Noch immer hat sie bei den Schätzen, die sie bewacht, keine Ruhe finden können, und oft sieht man sie mit einem blutigen Tuche zum Wasser hinabgehen, um die Blutflecken auszuwaschen; aber es will ihr nicht gelingen, und sie geht dann seufzend in die dunkle Höhle zurück. Nur Spuren der Sagenbildung sind es, die bei dem Mangel einer

¹ Th. Schieman, Historische Darstellungen und archivalische Studien. Mitau, 1886. p. 18.

² Temme, Die Volkssagen von Pommern und Rügen.

einheitlichen geschlossenen Nationalität und der stark fluctuirenden deutschen Bevölkerung um so weniger sich erhalten konnten. Aber der Sagenschatz muss ein bei weitem reicherer, als sich aus den wenigen andeutenden Ueberresten ergibt, gewesen sein; das wird schon durch die estnische Sagenwelt erwiesen, auf welche der Einfluss der Deutschen eingewirkt hat, wie manche Beispiele für Märchen, Thiersagen und Volksschwänke dieses belegen. Wenn so von einem Ulispil-Hans¹ und seinen Schwänken das estnische Volk Erzählungen bewahrt, so ist augenscheinlich Ulispil aus dem niederdeutschen Ulenspiegel, d. h. Eulenspiegel entstanden und beweist, wie auch in Livland diese Gestalt mit ihrer Schalksnatur populäre Verbreitung gefunden. Wie hier der Name, so stimmt mit der über ganz Deutschland verbreiteten allbeliebten Thiersage inhaltlich Manches in der estnischen, wie z. B. die Erzählung vom Fischfang, vom Füllen und Wolf &c. überein, wobei natürlich die Dichtung die Farbe des Landes und Bodens, auf dem sie emporwuchs, annahm und manche Abänderung erfuhr, und so liessen sich noch viele Beispiele anführen.

Ob die Bekanntschaft einer niederdeutschen Fassung der Sage vom grossen oder kleinen Rosengarten aus dem bekannten Lustorte Revals², den Russow noch gesehen, geschlossen werden kann, diese Frage bietet auch nur der Vermuthung ein reiches Feld, die in etwas durch das Vorhandensein niederdeutscher Bearbeitungen³ der Sage gestützt wird. Derartige Rosengärten, d. h. öffentliche Belustigungsplätze bei den Städten hat es bei Riga, Reval, Rostock, Schwerin &c. gegeben, und sie scheinen meist in der Anlage ähnlich gewesen zu sein. Ueber den revaler Rosengarten berichtet Russow⁴, dass er vor dem grossen Strandthor gelegen, von den Kaufleuten «zu einem hohen Plane und lustigen Prospect in die See und andere Oerter umher zu beschauen gemacht worden, dar eine Mauer rund um und um gegangen». «Mittewegs auf dem Plane stund ein hoher und lustiger grüner Baum (eine Linde) mit langen und breiten Zweigen, unter welchem Baum etliche Bänke umher gemacht waren. Da haben sie auch täglich mit aller Lust und Freude zugesehen, wie die Schiffe aller Nationen ein- und aussegelten.» «Und wenn die Kaufgesellen zu Schiffe gehen und aus dem Land segeln wollten, sind sie von den Bürgern, Gesellen, Frauen und Jungfern auf den

¹ Beiträge zur Kunde Ehst-, Liv- und Kurlands, Bd. I, p. 218.

² ebenda, p 260 ff.

³ Goedeke, Grundriss, 2. Aufl., I, 459. — ⁴ 86.

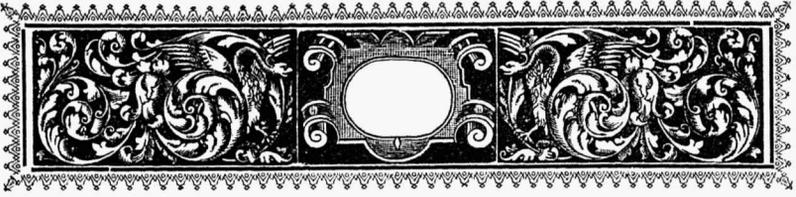
Rosengarten begleitet worden, wo sie den Abschied unter dem grünen Baum getrunken und in allen Freuden gesungen und gesprungen haben.» Der Rosen wird allerdings nirgends gedacht. Diese stehen in der Schilderung des Rosengartens der Kriemhilde zu Worms, den wir zum Vergleich hinzuziehen wollen, im Vordergrund: «Hei, was der Garten Rosen und lichte Blumen trug», sonst bietet sich aber auch manches Aehnliche. Eine Linde, die so hoch und breit, dass sie fünfhundert Frauen dichten Schatten leiht, steht mitten im Garten, darunter ein Sessel, reich geschmückt mit edlem Elfenbein, dergleichen man nie sah, in reicher Zahl strömen dorthin edle Frauen, die grosser Freude und frohen Spiels pflegen. Doch genug der Vermuthungen.

Wenn die in den vorhergehenden Blättern zusammengestellte Uebersicht die Ueberreste der deutschen Dichtung in Livland aufs neue hervorzuheben sucht, wenn sie auch die dürtigsten Spuren nicht verschmäht, so soll dadurch nicht sowol ein Beitrag zur Literatur-, als auch zur Culturgeschichte gegeben sein, indem sich hier in Abhängigkeit vom Mutterlande die Deutschland bewegenden Ideen und Anschauungen, so weit sie in Liedern und Gesängen ihren Ausdruck finden, mächtig erweisen. Und so blieb es für die Folgezeit; als die neue Zeit anbrach, erfasste sie mit machtvollem Wesen auch Altlivland und schuf der ganzen Richtung des geistigen Lebens neue Bahnen.

Fellin.

Th. von Riekhoff.





Notizen.

Dr. J. Engelmann. Das Staatsrecht des Kaiserthums Russland. (Marquardsens Handbuch des Oeffentlichen Rechts, IV. Band, II. Halbband. 1. Abtheilung. Freiburg i. B. 1889)

Nerst jetzt soll die dorpater Juristenfacultät mehrere Lehrstühle für das russische Recht erhalten; ein Menschenalter hindurch hat Professor Engelmann die ganze Last des russischen Rechts allein getragen und seine Studien dem Staatsrecht wie dem Privatrecht, dem Strafrecht wie der Rechtsgeschichte und dem Prozesse widmen müssen; dennoch ist es seinem Fleisse gelungen, neben mehreren Monographien ein Buch über das Staatsrecht des Kaiserthums Russland zu vollenden und diese mühevollen Aufgabe in einer Weise zu lösen, die unseren warmen Dank verdient.

Jener Ausspruch des Mephistopheles, der das Beharren bei überlebten Gesetzen und Rechten tadelt, passt auf das russische Staatsrecht nicht. Vom Rechte, das mit uns geboren ist, ist in Russland jeden Tag die Frage, und nur mühsam folgt der Jurist der kolossalen Production an Gesetzen, Verordnungen, Circularvorschriften, Erläuterungen, Instructionen, Senatsentscheidungen, die alle theils neues Recht schaffen, theils die geltenden Rechtssätze stets aufs neue erläutern, erklären, ausdehnen, einschränken, kurz «den genauen Sinn» derselben darlegen. Diesen massenhaften Rechtsstoff — Professor Engelmann beherrscht ihn, er scheidet das Wesentliche vom Unwesentlichen, er findet den Kern in der vielblättrigen Umhüllung und stellt ihn dar in systematischer Gliederung, klar und schlicht, ohne Spitzfindigkeit, nicht ohne treffende Kritik.

Die Gegenwart hat einen Rückschlag der politischen Ideen gebracht. Die Ideale der Väter sind verblasst, die Errungenschaften heisser Kämpfe scheinen den Neueren des Kampfes kaum werth zu sein. Der Parlamentarismus stösst sie ab durch Fractionshader, unfruchtbares Wortgefecht, blinde neidische Oppositionssucht; die Oeffentlichkeit wird ihnen verzerrt durch eine käufliche Presse; nicht nur Franzosen gewinnt Boulanger, wenn er den wechselnden Kammermajoritäten die stabile Alleinherrschaft gegenüberstellt. In solcher Zeit erhält das Staatsrecht einer absoluten Monarchie ein Interesse, das weit über die Grenzen des Staatsgebietes reicht.

Zuerst freilich wird der Ausländer im Staatsrecht des Kaiserthums Russland dieselben Rechtsgrundsätze und Rechtsinstitute wiederzufinden glauben, die in seiner Heimat gelten. Auch Russland hat seine Verfassung, die Reichsgrundgesetze und in denselben die allen Culturstaaten gemeinsamen grossen Principien der Gewissensfreiheit und des Rechtsstaats: Art. 45, welcher lautet: «Die Glaubensfreiheit ist nicht nur den Christen der fremden Confessionen, sondern auch Juden, Mohamedanern und Heiden gewährleistet», und Art. 47, der bestimmt: «Das russische Reich wird auf der festen Grundlage der von der Selbstherrschenden Gewalt ausgehenden G e - s e t z e verwaltet.» Auch Russland hat (wie Oesterreich) einen Reichsrath zur Prüfung der Gesetze und des Reichsbudgets, auch in Russland wird wie in den anderen Staaten Europas aus den Ministern ein Collegium gebildet, das die Einheit der Politik und der Verwaltung wahren soll; auch hier gibt es eine Ministerverantwortlichkeit, sind Verwaltung und Justiz getrennt, wird auch dem öffentlichen Rechte Schutz geboten durch Verwaltungsgerichte. Auch hier ist die Justiz ausschliesslich den Gerichten überwiesen, nehmen Geschworene Theil an der Entscheidung der wichtigsten Strafsachen, gilt Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, giebt es neben einer censirten eine censurfreie Presse. Und auch in Russland ist den Gemeinden die Selbstverwaltung gewährt und sind selbst grössere Communalverbände zur Mitarbeit an den Aufgaben des Staates berufen. Gleichwol unterscheiden sich alle diese Rechtsinstitute und Rechtsgrundsätze sehr wesentlich von den gleichnamigen in Westeuropa.

Es ist Engelmanns besonderes Verdienst, dass er diese charakteristischen Eigenthümlichkeiten des russischen Staatsrechts stets klar und scharf hervorhebt. Manches ist ihm hierbei vortrefflich gelungen, so die Darstellung des Verwaltungsstreitverfahrens vor

dem Senat (§ 38), das Staatsdienerrecht (§§ 99—104), der Abschnitt über die Bauergemeinden (§§ 78—83) und auch die Kritik der gemischten Behörden, obwol der Bestand der Schätzungscommission für Expropriationen nicht richtig angegeben und das Waldschutzcomité hier übergangen ist (Gesetze vom 19. Mai 1887 und 4. April 1888). Vielleicht ist es von allgemeinem Interesse, hiervon Einzelnes zu berühren.

Das Staatsdienerrecht ist der Inbegriff der öffentlichen Rechtsnormen über das Dienstverhältnis der Personen, die die geistige Arbeit für den Staat zu ihrem Lebensberuf gewählt haben. Da die meisten Staatsbeamten ihr ganzes Einkommen im Dienst erwerben und da sie oft nur für diesen Beruf speciell gebildet sind, so ist die Dienstentlassung für die grosse Mehrzahl der Beamten eine harte Strafe. Das Staatsdienerrecht hat daher überall durch Normen über Dienstvergehen, Disciplinarverfahren und Disciplinarstrafen die Beamten gegen willkürliche Entlassung geschützt. Sehr ausführlich ist hierüber das russische Recht. «Das Strafgesetzbuch» — so heisst es bei Engelmann, § 102 — «stellt eine besondere Skala von Strafen für Beamte auf und enthält 233 Artikel über Amts- und Dienstverbrechen. Leichte Strafen verhängt der unmittelbare Chef und bei den Provinzialbeamten die Gouvernementsregierung, ferner der Senat. Bei den anderen Behörden hat dies Recht der Chef, von dem die Anstellung abhängt. Die Chefs haben sich nach dem Strafgesetzbuch zu richten. Die höchste Strafe auf dem Disciplinarwege ist die motivirte Entlassung. Der Beamte ist jedoch berechtigt, um Einleitung eines gerichtlichen Verfahrens zu bitten.

«Im Jahre 1850 wurde ein jetzt noch bestehendes Gesetz erlassen:

«Dienst-O. Art. 761: «Beamte, welche nach Ueberzeugung der Vorgesetzten unfähig oder aus irgend einem Grunde unzuverlässig sind oder sich etwas haben zu Schulden kommen lassen, was den Vorgesetzten bekannt ist, aber durch Thatsachen nicht bewiesen werden kann, werden nach Ermessen der Vorgesetzten entlassen.» . . .

«Art. 762. «Ueber solche Entlassung darf keine Klage geführt und über etwaige Klagen wegen solcher Entlassung oder Bitten um Einleitung gerichtlichen Verfahrens darf weder im Senat noch in der Bittschriften-Kanzlei auch nur verhandelt werden.»

«Diese Artikel stellen den Beamten in unbedingte Abhängigkeit von seinen Vorgesetzten, da jeder noch so gesetzliche Wider-

stand der Dienstlaufbahn und gesammten Stellung des Beamten für immer ein Ende bereiten kann, denn nach der Praxis ist für die Wiederanstellung das Gutachten des früheren Vorgesetzten entscheidend.» — — —

Im Staatsrecht der modernen Culturstaaten hat der Ausdruck «Ministerverantwortlichkeit» eine ganz bestimmte Bedeutung erhalten. Das Oberhaupt des Staats, mag es ein erblicher Fürst oder ein gewählter Präsident sein, ist für keine seiner Handlungen verantwortlich, kann niemals zur Rechenschaft gezogen werden, auch wenn es die Gesetze noch so sehr verletzt. Aber dieses Oberhaupt ist zugleich verpflichtet, nichts zu verfügen ohne die Contrasignatur eines Ministers, und mit dieser Contrasignatur übernimmt der Minister die Verantwortung für die Verfügung. Die Ministerverantwortlichkeit bildet somit eine Bürgschaft für gesetzmässiges Verfahren des Staatsoberhauptes. Das russische Staatsrecht bestimmt dagegen: Der Minister ist nicht verantwortlich für die Folgen seiner Vorschläge, welche vom Kaiser oder vom Senat gebilligt worden sind, es sei denn, dass ihm Dolus nachgewiesen werde. (Engelmann § 42.)

Gegen Willkür der Minister und der ihnen unmittelbar oder mittelbar unterstellten Behörden und Beamten bietet das moderne Staatsrecht Schutz durch die Verwaltungsgerichte. Freilich geschieht dies erst in neuerer Zeit, und auch jetzt ist noch mancherlei auf dem Gebiete der Verwaltungsjustiz nicht geklärt. Allein gewisse Grundsätze derselben sind unbestritten: ebenso wie es die Aufgabe des Staats ist, den Rechtsschutz zu gewähren gegen rechtswidrige Handlungen von Privatpersonen, ganz ebenso muss der Staat auch einen Rechtsschutz gewähren gegen rechtswidrige Handlungen seiner Behörden und Beamten, und da sich die mit der Civil- und Strafrechtspflege betrauten Gerichte für die Verhandlung von Sachen des öffentlichen Rechts nicht eignen, so sind für die Verwaltungstreitsachen besondere Behörden zu bilden, deren Bestand und Verfahren eine sachverständige und unparteiische Prüfung garantiren.

Solche Verwaltungsgerichte giebt es auch in Russland. In erster Instanz fungiren mehrere gemischte Gouvernementsbehörden, die höchste Instanz ist auch hierin der Senat. Interessant ist nun das Verfahren im Senat. Die meisten Verwaltungstreitsachen gelangen an das 1. Departement. An der Verhandlung betheilt sich der Minister, in dessen Ressort die Sache schlägt, und zwar nicht mit einer bloß berathenden, sondern mit einer beschliessenden

Stimme und selbst dann, wenn er selbst verklagt ist. Ferner wohnt der Verhandlung der Oberprocureur bei, ein dem Justizminister direct untergeordneter Beamter. Sind nun sämtliche Senateure des Departements darin einig, die Klage abzuweisen, so ist die Sache entschieden. Sind sie dagegen nicht alle einer Meinung oder gelangen sie zwar zu einem einstimmigen Urtheil, aber zu einem solchen, das dem Minister nicht gefällt, so hat der Oberprocureur das Recht, einen vermittelnden Vorschlag zu machen, den die Senateure indessen nicht kritisiren dürfen, über den sie vielmehr einfach abstimmen müssen. Wird der Antrag des Oberprocureurs auch einstimmig verworfen, so hat der Oberprocureur das Recht, die Sache aus dem Departement an die Plenarversammlung zu bringen. Das gleiche Recht hat der betheiligte Minister, wenn er mit der Entscheidung des Departements nicht einverstanden ist. In der Plenarversammlung wiederholt sich dasselbe Verfahren. Sind die Senateure nicht alle einstimmig auf der Seite des Ministers, so kann die Sache, sowol vom Ressortminister, als auch vom Justizminister, als dem Generalprocureur, weiter gebracht werden. Auch hier kann der Generalprocureur einen vermittelnden Antrag stellen, der bei Meinungsverschiedenheit der Senateure von einer collegialen Behörde des Justizministeriums, der sog. Consultation, ausgearbeitet wird. Wird der vermittelnde Antrag abgelehnt, so kann der Justizminister die Sache an den Reichsrath bringen, wird er angenommen, so kann noch immer der Ressortminister das Gleiche thun. Im Reichsrath wird jedes Votum verschrieben, das der Majorität sowol, wie das der Minorität, beide werden dem Kaiser vorgelegt, und der Kaiser kann bestätigen, welches er will, ja er kann auch selbst eine Entscheidung fällen, ohne an die im Reichsrath geäußerten Ansichten gebunden zu sein.

Dies sind in knappster Form die Hauptzüge des Administrativprocesses im Senat; daneben giebt es noch eine Menge von Einzelheiten. Die ganze complicirte Partie hat in Engelmanns Staatsrecht, § 38, nicht nur eine sehr klare übersichtliche Darstellung gefunden, sondern auch eine Kritik, die die charakteristischen Normen des russischen Rechts gebührend würdigt.

Nicht minder gut sind die rechtshistorischen Stellen, z. B. die Stelle über die Mischehen. Die alte einheitliche Kirche hatte die Ehe mit Häretikern verboten. Die alte russische Kirche wandte diese Regel auf die fremden Confessionen an und gestattete die Ehe nur, wenn der einer fremden Confession Angehörnde zur

russischen Kirche übertrat. Daher kennt das russische Kirchenrecht noch heute gar keine Bestimmungen über Mischehen und verpflichtet auch nur die rechtgläubigen Eltern, ihre Kinder in den Lehren der orthodoxen Kirche zu erziehen. Durch Peter den Grossen wurde aber, um die schwedischen Kriegsgefangenen, welche sich als kundige Bergleute, tüchtige Werkmeister &c. erwiesen hatten, an seinen Dienst zu fesseln, von der von ihm soeben eingesetzten Synode am 18. August 1721 Kriegsgefangenen, welche die ewige Unterthanenschaft annahmen, gestattet, Russinnen zu heirathen; nur mussten sie das bekannte Reversal unterschreiben. Dies ist der Ursprung des Reversals; wie aber das Reversal der kriegsgefangenen Schweden sich in zwei Jahrhunderten immer mehr und mehr Terrain erobert hat, das — möge jedermann in Engelmanns Staatsrecht Seite 26 und 27 nachlesen.

So kann denn dieses Werk allen Juristen und Politikern, wie jedem, der sich für das Staatsrecht einer unbeschränkten Monarchie im Allgemeinen oder für das Staatsrecht des Kaiserthums Russland im Besonderen interessirt, nur aufs wärmste empfohlen werden. Zu bedauern ist indessen, dass dem wissenschaftlichen Werth die praktische Brauchbarkeit nicht gleichkommt. Für den Gebrauch in der Praxis — und ein deutsches Handbuch des russischen Staatsrechts kann für uns Balten von grossem praktischen Nutzen sein — müsste der Rechtsstoff gleichmässiger bearbeitet werden, als Engelmann es gethan. Während er die Organisation der Verwaltung auf über 100 Seiten sehr ausführlich dargestellt hat, sind die Rechtsnormen über die Aufgaben der Verwaltung, also über die Gesetzgebung, die Justiz (mit Einschluss derjenigen, die von der Organisation der Gerichte handeln), über Polizei und Gefängniswesen, über die gesammte Thätigkeit des Staats für die physische, wirtschaftliche und geistige Entwicklung des Volks, schliesslich noch über Heer und Finanzen auf 59 Seiten zusammengedrängt. Freilich ist Engelmanns Buch kein ganz selbständiges Werk, sondern ein Theil von Marquardsens Handbuch des Oeffentlichen Rechts und daher vorzugsweise für die Männer der Wissenschaft berechnet, und freilich hat der Verfasser selbst sich wiederholt wegen der Kürze der Behandlung einzelner Partien entschuldigt (Seite 143, 168, 174, 227, 238, 240). Dennoch dürfte der Wunsch nicht unberechtigt sein, der Verfasser möge den verfügbaren Raum im Anfang des Werkes sparen, um später namentlich das Recht über die Thätigkeit der inneren Verwaltung und das Finanzrecht ausführ-

licher behandeln zu können. Weiter würde der Verfasser den Praktiker verpflichten, wenn er bei einer neuen Ausgabe die Rechtsquellen überall und in solcher Weise anführen wollte, dass das Auffinden derselben keine Mühe macht. Empfehlen dürfte sich bei codificirten und noch geltenden Gesetzen stets das Reichsgesetzbuch zu citiren, bei solchen, die noch nicht codificirt sind, das Gesetz- und Verordnungsblatt des Senats mit der Nummer des Gesetzes, bei den älteren die vollständige Gesetzsammlung, ebenfalls mit Angabe der Nummer. Bei Verordnungen der Minister oder Entscheidungen des Senats wären die Sammelwerke anzugeben, in denen sie gedruckt sind, insbesondere auch das Gesetz- und Verordnungsblatt des Senats, Datum und Nummer. Endlich dürfte es dem Verfasser nicht schwer fallen, bei einer Revision manche Russicismen auszumerzen, z. B. den Minister der Wegecommunicationen Verkehrsminister zu nennen, und die russischen Worte mit russischen Buchstaben zu schreiben, wodurch sich auch die Frage erledigen würde, ob man besser *Tschin* schreibt oder *Czin*.

Den Schluss von Engelmanns Buch bildet eine Darstellung des öffentlichen Sonderrechts von Liv-, Est- und Kurland; auch hier ist die Kürze zu bedauern, aber auch nur diese. Die Darstellung giebt eine vortreffliche Uebersicht über das leider in den verschiedensten Gesetzbüchern und Gesetzen zerstreute Particularrecht der Ostseeprovinzen und erfreut durch des Verfassers Freimuth und sein warmes Herz für die baltische Heimat.

O. M.



Herausgeber: R. Weiss. — Verantwortlicher Redacteur: H. Hollander.

Дозволено цензурою. — Ревель, 24-го Августа 1889 г.

Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.